

Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 22 (1980)
Heft: 116

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

116
Nov. 1980

Film bulletin



Arbeitsfoto: Billy Wilder, Walter Matthau

KURZ BELICHTET

Filmpodium der Stadt Zürich,
in Zusammenarbeit mit Filmbüro SKFK, Helvetas, HEKS, Erklärung von Bern,
Cinémathèque Suisse; FILME AUS LATEINAMERIKA

Kino Movie 1, jeweils 3, 5, 7, 9 Uhr

10. Nov. anstelle von (REED, MEXIKO INSURGENTE) REDES (Mexiko 1934)

Fred Zinnemann/Emilio Gomez Muriel und CHIRCALES (Kolumbien 1972)

Marta Rodrigues/Jorge Silva

17. Nov. TERRA EM TRANCE (Brasilien 1967) Glauber Rocha

24. Nov. EL CAMINO HACIA LA MUERTE DEL VIEJO REALES (Argentinien 1971) Gerardo Valejo

1. Dez. CHUQUIAGO (Bolivien 1979) Antonio Eguino

8. Dez. Kurzfilmprogramm: anstelle von (TIRE DIE) EL CONDOR Y EL ZORRO (Uruguay/Peru 1979) Walter Tournier, EN LA SELVA HAY MUCHO POR HACER (Uruguay 1977) anonym, EL SALVADOR - REVOLUCION O MUERTE (El Salvador 1980) Frank Diamand

15. Dez. anstelle von (JULIO COMIENZA EN JULIO) LOS PERROS HAMBRIENTES (Peru 1976) Louis Figueroa

Filmpodium der Stadt Zürich:

MARCEL L' HERBIER

Kino Movie 1, jeweils Fr/Sa 12.15 und 23.15 h

7./8. Nov. EL DORADO (1921)

14./15. Nov. L'INHUMAINE (1924)

21. Nov. LE MYSTERE DE LA CHAMBRE JAUNE (1930)

22. Nov. LA BRIGADE SAUVAGE (1938)

28./29. Nov. FORFAITURE (1937)

5./6. Dez. LA NUIT FANTSTIQUE (1942)

12. Dez. LA REVOLTEE (1947)

13. Dez. nur 12 Uhr FEU MATHIAS PASCAL (1924)

Voranzeige; Filmpodium und Kath. Filmkreis Zürich:

"FILM IM FILM" RETROSPEKTIVE

16. März bis 6. Mai jeweils Montag 3,5,7,9h und Fr./Sa 12.15 mit etwa 20 Filmen, welche das Filmemachen oder die Filmszene thematisieren.

AJM Katalog (Neuerscheinung):

NEUE 16-MM-FILME IN DER SCHWEIZ

Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft Jugend und Massenmedien (AJM) hat wiederum eine Zusammenstellung aller neu in der Schweiz verfügbaren 16-mm-Filme herausgegeben. Jeder Film wird mit einer kurzen Inhaltsbeschreibung vorgestellt. Selbstverständlich sind auch alle notwendigen technischen Angaben beigelegt. Der Katalog - im Format A5 - kann bezogen werden bei: AJM, Postfach 4217, 8022 Zürich. Verkaufspreis Fr. 6.--, (zuzüglich Fr. 1.-- Verpackungs- und Versandkosten).

GESPRÄCH MIT BILLY WILDER

"ICH NEHM' DAS ALLES NICHT SO ERNST..."

Ich weiss gar nicht, warum die Leute da in letzter Zeit so auf mich losschies-
sen. Da haben sie eine Wilder-Retrospektive in London und eine in Dallas
und eine in Berlin; hier im Museum haben sie dreissig meiner Filme ge-
zeigt über Monate hinweg - wenn sie mich gefragt hätten, wären es viel-
leicht drei gewesen. Ich finde das alles so veraltet, so schimmelig. Im
Filminstitut haben sie mich zwei Stunden gefragt und das auf Film genom-
men. Sie haben es mir geschickt, ich werde mir das nie ansehen. Ich bin
kein Professor, ich nehm' das alles nicht so ernst, wie die das nehmen. Ich
finde das zwar sehr nett, aber ich möchte nicht, dass es übertrieben wird.
Ein bisschen Wilder ist ja schön, aber immer und immer Wilder... Natürlich,
die meisten anderen aus meiner Zeit sind schon tot, ich bin eben einer von
den paar, die noch leben. Und da sagt man sich vielleicht: "Also schnell
noch irgendeinen kleinen Klamauk da machen mit dem Alten..."

- F: Es ist häufig die Rede davon, dass Sie bereits vor MENSCHEN AM SONNTAG zahlreiche Drehbücher für Stummfilme geschrieben haben.
- W: Ich habe in Berlin zuerst als Journalist gearbeitet, nachdem ich aus Wien gekommen bin, wo ich auch schon Journalist war. In Berlin habe ich geschrieben für die "Nachtausgabe", den "Berliner Börsen-Courier", dann für Ullstein, für die "BZ" und für "Tempo" und manchmal sogar für den "Querschnitt". Und während dieser Zeit, ehe also mein Name bei MENSCHEN AM SONNTAG zum erstenmal als Drehbuchautor auftauchte, habe ich sehr viele Filme als Ghostwriter geschrieben. Nicht geschrieben, mitgeschrieben ist besser. Hier und da mal eine Szene oder etwas mehr, vielleicht bei vierzig oder fünfzig Filmen. Einige für den Franz Schulz; die meisten für den Curt J. Braun, das war fast ein Unternehmer, so eine richtige wandelnde Fabrik für Drehbücher. Der muss um die dreihundert Filme geschrieben haben und hatte natürlich keine Zeit, alles selbst zu machen. Deshalb hatte er immer eine ganze Reihe von Ghostwritern beschäftigt, und da habe ich so manchmal an zwei bis drei Skripten im Monat was geschrieben. Aber das war eine sehr gute Schule, ich habe sehr viel dabei gelernt; denn der Braun wusste genau, was beim Publikum ankam.
- F: Aber immer ohne credit?
- W: Ja, sicher. Der Braun oder der Schulz haben meine Sachen dann noch

ein bisschen verändert, und dann tauchte natürlich hinterher ihr Name alleine auf der Leinwand auf, weil sie eben halt schon bekannte Leute waren und ich völlig unbekannt.

F: Und Ihr erster offizieller Film als Autor war dann MENSCHEN AM SONNTAG.

W: Ja, das war einer der letzten Stummfilme überhaupt. Einige Wochen später kam dann DER BLAUE ENGEL, das war der Anfang der Revolution des Tonfilms - zwei Jahre, nachdem es hier in Amerika angefangen hatte.

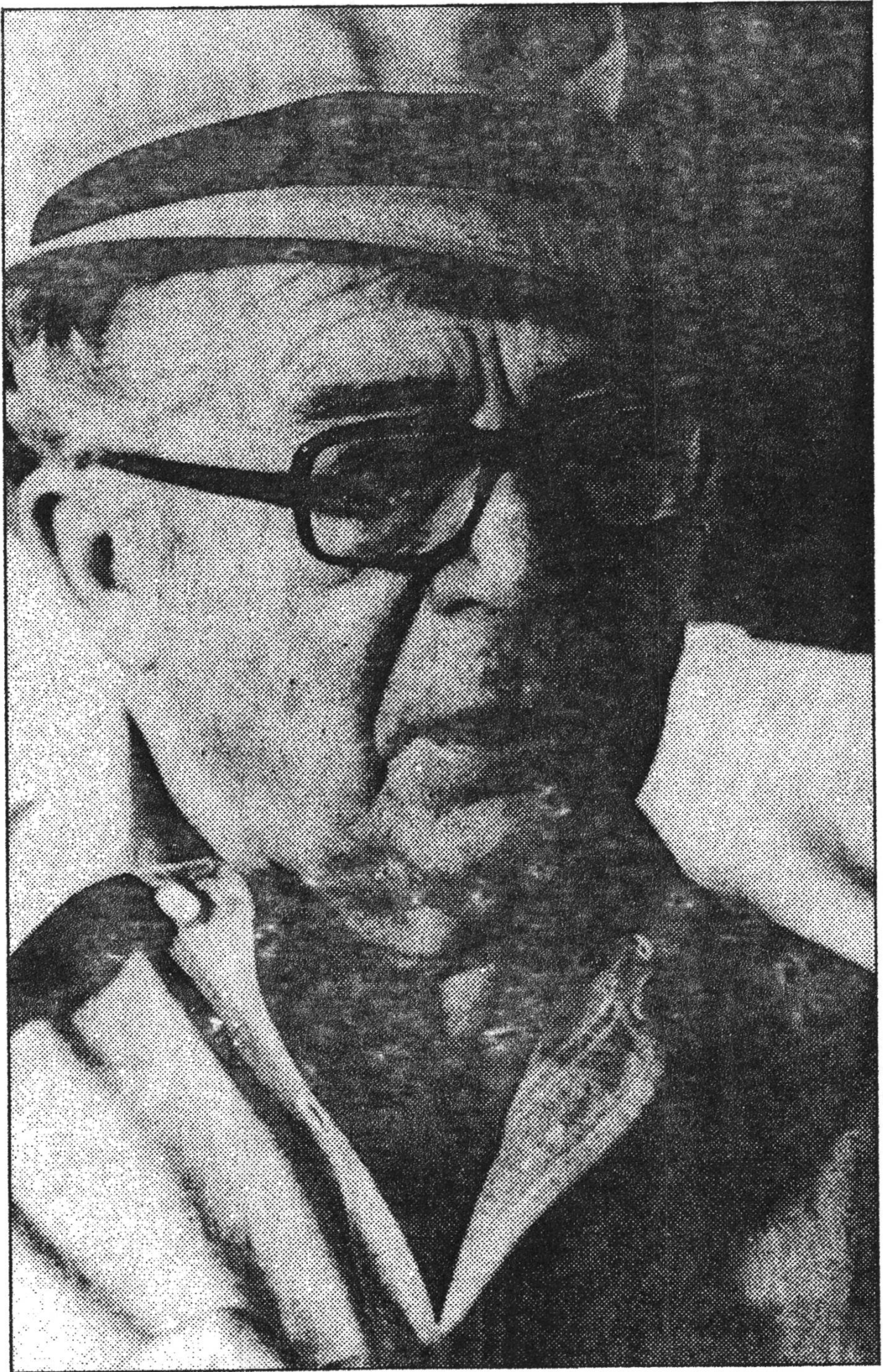
Wir hatten damals so einen kleinen Stammtisch im "Romanischen Café", Journalisten zum grössten Teil, da sprachen wir natürlich auch über Filme, und plötzlich machte die Idee die Runde: "Warum drehen wir nicht auch einen Film?" Und ein Freund von mir, der Robert Siodmak - der verkaufte damals Anzeigen für eine Zeitschrift, die "Neue Revue" glaube ich -, der bekam von seinem Onkel fünftausend Mark geschenkt. Und sein Bruder Kurt, der hatte die Idee, den Film mit unbekannten Leuten auf den Strassen von Berlin zu drehen, denn mit fünftausend Mark konnte man sich natürlich keine Kamera und Filmmaterial besorgen und dann noch Berufsschauspieler bezahlen. Also haben wir uns hingesetzt, haben ein Drehbuch geschrieben, so dreissig oder vierzig Seiten lang, und dann haben wir einfach angefangen zu drehen. Nur immer am Sonntag, weil natürlich die meisten von uns einen Job hatten und die Woche über Geld verdienen mussten. Der Sonntag war also der einzige Tag, an dem wir überhaupt was machen konnten. Und wir waren doch alle Dilettanten: Der Siodmak hatte nie einen Film inszeniert, ich hatte nie einen Film geschrieben, ausser diesen Sachen als Ghostwriter natürlich, der Assistent von Siodmak war der Edgar Ulmer, ein anderer war der Fred Zinnemann. Ueberwacht hat das Ganze der Moriz Seeler, ein Literaturmann aus dem "Romanischen Café", der war so eine Art Produzent, obwohl auch er keine Ahnung vom Filmgeschäft hatte, aber er hatte ein gutes Gefühl fürs Theater und fürs Kino. Der einzige Professionelle bei der ganzen Geschichte war der Kameramann, Eugen Schüfftan. Er war auch der Aelteste, der hatte damals schon diesen berühmten Kameratricks erfunden, den Schüfftan-Effekt.

F: Man kann also sagen, dass der Film eine richtige Gemeinschaftsarbeit war, wo die einzelnen Funktionen nicht so scharf getrennt waren?

W: Richtig, der Siodmak war zwar der Regisseur, aber wir waren alle seine Assistenten, wir haben die Kamera und das Stativ und die Filmrollen durch die Strassen geschleppt, raus zum Wannsee und zum Tennisclub Rot-Weiss. Das war eine "nouvelle vague", dreissig Jahre ehe sie in Frankreich "entdeckt" wurden. Angefangen mit fünftausend Mark!

F: Man kann in einigen Quellen nachlesen, dass der Film eigentlich von Rochus Gliese als Regisseur begonnen wurde und dass Gliese dann wegen der ständigen finanziellen Schwierigkeiten die Regie aufgegeben hat.

W: Rochus Gliese, der Filmarchitekt? Möglich, aber ich kann mich nicht erinnern. Es ist möglich. Das ist immerhin ein halbes Jahrhundert her, und ich habe sowieso die Angewohnheit, viele Dinge einfach zu vergessen, sie aus meinem Gedächtnis zu streichen, manchmal auch wichtige. Und dann gibt es wieder ganz blöde Sachen, die man einfach nicht vergisst. Ich erinnere mich zum Beispiel noch heute an die Telefonnummer eines Mäd-



chens, das ich damals in Berlin gekannt habe: Pfalzburg fünf-dreiunddreissig. Das Haus steht gar nicht mehr, wurde im Krieg zerstört, aber die Nummer vergesse ich nicht, auch das ist immerhin ein halbes Jahrhundert her.

F: Aber die Berliner "nouvelle vague" ging offensichtlich trotz des relativen Erfolgs von MENSCHEN AM SONNTAG nicht über diesen Film hinaus.

W: Nein, die hörte dann auf im Filmmilieu der alten Friedrichstrasse. Für mich ging es im Anschluss immer mal rauf und runter. Mein Name wurde etwas bekannter, manchmal hatte man Aufträge, manchmal keine. Ziel war es halt, sich als Drehbuchautor im Ufa-Stab zu etablieren und genug Geld zu verdienen, um die Miete zahlen zu können, um sich einen Wagen zu kaufen und eine Einrichtung für die Wohnung. Und immer habe ich dabei versucht, nach dem Motto zu arbeiten, das ich Robert Liebmans - der damals der bekannteste der Filmschriftsteller bei der Ufa war - stets zu hören bekam: "Nur nicht langweilen meine Herren, bitte nicht langweilen! Nur keine Vorträge!" Der Walter Reisch war damals mein grosses Vorbild, das war mein Gott. Er hatte die Riesenerfolge mit DAS FLOETENKONZERT VON SANSSOUCI und später mit MASKERADE, grossartige Drehbücher. Ich musste erst langsam Erfahrungen sammeln im Tonfilm, das war ja etwas ganz anderes als die Sachen, die ich da für diese Stummfilme geschrieben hatte. Ich erinnere mich an einen Fall, da sahen wir uns einen Film bei der Uraufführung an, wo das Drehbuch von mir war. Da gab es eine Szene, die war voller Witze, und die Leute haben auch tatsächlich sehr gelacht, die haben so laut und so lange gelacht über einen Scherz, dass sie die Vorbereitung auf den nächsten gar nicht hören konnten, die straight line sagt man hier. Und ich sass da oben und dachte: "Gott, wenn die jetzt nicht ruhig sind, hören sie die straight line nicht und kriegen so die nächste Pointe nicht mit." Also beugte ich mich runter und machte Psst! Psst!" Und der Erich Pommer, der hinter mir sass, hat mir auf den Kopf gehauen und gesagt: "Bist du wahnsinnig, die unterhalten sich doch! Was willst du denn"? Er hat natürlich recht gehabt - es war ein Fehler im Drehbuch, der kam aus meiner mangelnden Erfahrung mit dem Tonfilm. Im Stummfilm konnten die Leute so lange und so laut lachen wie sie wollten - sie haben ja keinen Dialog verpasst. Aber beim Tonfilm musste der Drehbuchautor das Lachen mit einkalkulieren und genügend Raum zwischen den Witzen lassen, bis sich die Leute wieder beruhigt hatten. Und deshalb hat er mir einen auf den Kopf gegeben, der Pommer, und ich hatte es auch verdient. "Psst! Psst!" Auch so hat man dazugelernt. Am Anfang des Tonfilms kamen sehr viele Bühnenauctoren; jeder Produzent in Deutschland wollte zum Beispiel den Curt Goetz haben für den Dialog, weil sie kein Vertrauen in ihre Stummfilmautoren hatten. Aber wenn man etwas Talent hatte, dann hat man auch das Dialogschreiben sehr schnell gelernt.

Ich habe später bei IRMA LA DOUCE, was ursprünglich ein Musical war, als wir das Drehbuch schrieben, immer mehr von den Liedern weggelassen, bis am Ende keins mehr übrig war. Denn ich hatte gemerkt, dass die Lieder nur den Fluss der Handlung hemmen, egal wie gut oder wie schlecht sie waren. Wenn sich da einer hinstellt und fängt an zu singen, ich weiss nicht, der Zuschauer will doch wissen, wie die Geschichte weitergeht, und sagt

sich oft: "Halt endlich die Klappe!"

Es kam überhaupt sehr selten vor, dass jemand, der noch gar keine Erfahrung im Film hatte, plötzlich mit einem Drehbuch gross herauskam, Weil das Drehbuchschreiben eben eine merkwürdige Mischung aus unterschiedlichen Talenten ist: ein gewisses Talent fürs Dramatische und ein bisschen poetisches Gespür – poetische natürlich nicht wie der Hölderlin –, und dann muss man eben auch Handwerker sein, Ingenieur, um das Ganze zusammenbauen zu können. Das muss man alles erst lernen in der Praxis. Und der einzige Fall, den ich kenne, wo einer so ganz aus dem Blauen heraus mit einem Drehbuch Erfolg hatte, das war die Sache mit Carl Mayer, den ich sehr gut kannte und sehr verehrte, der hat sie mir erzählt: Der kam da mit zehn Kopien von einem Skript und ging damit die Friedrichstrasse runter, wo alle Filmfirmen ihre Büros hatten – die Friedrichstrasse, das war damals das Filmzentrum von Berlin. Und er ging in jedes Büro rein, sagte: "Guten Tag, mein Name ist Carl Mayer, ich habe das hier geschrieben, lesen sie es doch bitte einmal durch. "So einfach von Firma zu Firma. Und Überall hat er gesagt: "Ich werde um 12.30 im Café Jaedicke sein, und wer mich dort als erster anruft, kann das Skript haben." Phantastisch, nicht? Und um 12.30 Uhr geht da im Café das Telefon, es ist der Pommer, und der hat's gekauft. Und das war DAS CABINET DES DR. CALIGARI!

F: Sind Ihnen die Stoffe zu bestimmten Drehbüchern angeboten worden, oder sind Sie mit eigenem Material zu den Studios gegangen?

W: Das war unterschiedlich. Manchmal hat ein Studio ein Buch gekauft, Kästners "Emil und die Detektive" zum Beispiel, und dann sind sie zu mir gekommen und haben mir das Drehbuch angeboten. In anderen Fällen hat man sich hingesetzt und hat eine Originalgeschichte geschrieben und ging dann zum Studio, zur Ufa oder der Aafa, und sagte: "Wir haben hier einen guten Stoff, da wäre eine gute Rolle für die Käthe von Nagy drin. Oder für die Harvey. Und da haben wir noch zwei Männerrollen, die könnten der Willy Fritsch und der Willi Forst spielen." Richtige Verkaufsgespräche, man hat so rumgeredet, hat es denen schmackhaft gemacht. Und dann wurde eben für diesen einen Film ein Vertrag aufgesetzt, den hat man unterschrieben, und dann fing man an mit dem Skript.

F: Sie haben also zumeist schon auf bestimmte Schauspieler die Drehbücher hin entworfen?

W: Ja sicher.

F: Und wie sah die Arbeit konkret aus im Vergleich zu den Verhältnissen, die Sie später in Hollywood vorfanden?

W: Na, man hat zu Hause gesessen und geschrieben. Die Ufa hatte zwar ein Geschäftsgebäude mit Büros am Dönhoffplatz, und dann war da das grosse Studio in Babelsberg, viele Kilometer weg, und ein kleineres in Tempelhof, das ist heute noch da, und noch eines auf der Cicerostrasse. Aber es war nicht so wie in Hollywood, diese grossen Fabriken, wo alles konzentriert ist auf einem Gelände. Jedes Studio in Hollywood hatte damals einen "stable", einen ganzen Stall von Drehbuchautoren: Bei der Metro waren so an die 140 writer unter Vertrag, bei Warner Bros. 110, bei Paramount 105. Und die sassen alle in einem Gebäude, Zimmer an Zimmer, hatten jede Woche ihren Scheck. Das war also eine ganz andere Methode. Heute ist es

hier natürlich auch nicht mehr so, es gibt nur noch ganz wenige Autoren, die fest unter Vertrag sind bei einem Studio. Jetzt geht alles nur noch von Film zu Film, Einzelaufträge. Der Vorteil bei einer solchen Fabrik war, dass der Regisseur und der Drehbuchautor und der Produzent und der Art Director fortwährend miteinander konferieren konnten, da musste man nicht erst eine Stunde mit dem Wagen fahren, wenn man kurz mit jemandem sprechen wollte.

In Berlin war das anders, ich sass alleine in meiner Wohnung, oder wenn ich mit dem Walter Reisch zusammen ein Drehbuch schrieb, haben wir beim Walter Reisch zu Hause gearbeitet, in der Nähe vom Olivaer Platz. Die Wohnung war eben damals für uns Drehbuchautoren auch gleichzeitig Arbeitsplatz, da gab es nicht diese Trennung, so wie bei einem Arzt, der die Behandlungsräume auch in seiner Wohnung hatte, wo die Patienten dann im einen Zimmer schrien, und nebenan sass die Ehefrau beim Kaffeeklatsch. Hier in Amerika sind selbst die Gebäude spezialisiert: Gebäude nur für Rechtsanwälte, Medical Buildings für Aerzte oder eben Writer's Buildings für Autoren.

F: Wenn Sie sich hinterher die Filme angesehen haben, die nach Ihren Drehbüchern gemacht worden sind, waren Sie dann immer damit zufrieden?

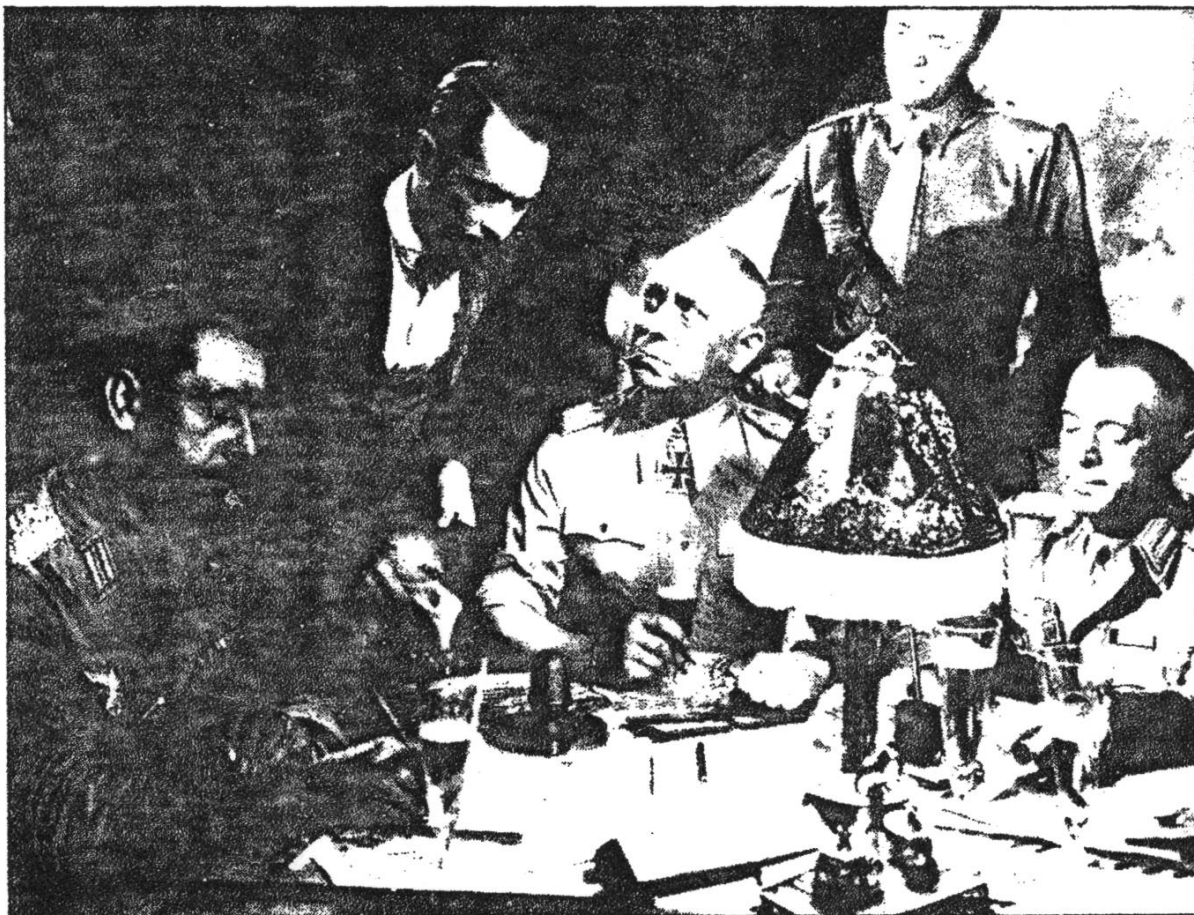
W: Nein, meistens war das alles Scheisse. Selbst wenn man sich heute die grossen Filme anschaut aus dieser Zeit ... Erst neulich habe ich im Fernsehen wieder DER LETZTE MANN gesehen von Murnau, Drehbuch vom grossen Carl Mayer, der mit CALIGARI angefangen hatte und dann auch HINTERTREPPE gemacht hat. So naiv, die ganze Geschichte, und so übertrieben. Für damals mag es gut gewesen sein, für damals war es ein wunderbares Buch, von Murnau wunderbar inszeniert. Oder der POTEMKIN..., auch ein Film wie M zum Beispiel: das war damals eine grossartige Idee, gewagt und mutig, aber heute würde man das ganz anders machen. Die Tragödie ist doch: wenn das Filme wären, über die man ein bisschen schreibt, an die man sich erinnert - aber man sieht sie immer wieder in der Television, und man muss schon enttäuscht sein. Wenn man sich ein gutes Bild anschaut, das vor dreihundert Jahren gemalt wurde, dann ist das heute immer noch ein grosses Bild. Aber mit Filmen ist das eine ganz andere Sache, sehr wenige behalten ihre Wirkung über die Jahre oder Jahrzehnte. Fast alles könnte man heute besser machen, aber kein Maler kann heute mehr so gut malen wie der Chardin seine Stilleben gemalt hat im 18. Jahrhundert.

Filme sind keine Gemälde, Filme sind eher so etwas wie Plakate, die altern eben sehr schnell, nur sehr, sehr wenige überleben. Deshalb erinnere ich mich auch so ungern an meine eigenen alten Filme. Ich erinnere mich an fünf Minuten hier, eine kleine Episode da. Aber ich sehe sie mir möglichst nie wieder an, auch die, die ich selbst für die besten halte. DOUBLE INDEMNITY oder SOME LIKE IT HOT schaue ich mir nie wieder an. Ich habe meine Drehbücher hier gesammelt und gebunden im Regal stehen, aber ich schaue nie wieder hinein. Ich habe zu Hause meine Filme nicht auf 8mm und nicht auf 16mm im Keller und sage nicht zu Leuten, die mich besuchen: "Du, da habe ich damals einen Film gemacht, den musst du dir unbedingt



WAS FRAUEN TRÄUMEN

FIVE GRAVES TO CAIRO



einmal ansehen!" Das wäre für mich so wie ein Spiesser, dem sie zu Weihnachten eine Amateurkamera geschenkt haben und der jetzt seine Home Movies dreht und sie fortwährend jedem zeigt: "Und jetzt kommt gleich die Grossmutter..., und anschliessend sind wir dahin gefahren...". Das gibt es bei mir nicht, das wäre mir peinlich.

F: Wenn Sie Ihre Drehbücher als fertigen Film sahen, haben Sie sich dann manchmal gesagt: "Wenn ich selbst die Regie geführt hätte, wäre das aber viel besser geworden"?

W: Natürlich. Nicht nur manchmal, immer habe ich das gedacht. Nicht nur in Deutschland, auch als ich hier in Amerika zuerst nur Drehbücher geschrieben habe. Viele Regisseure können nicht lesen. Ein Regisseur muss nicht unbedingt Drehbücher schreiben können, aber er muss sie lesen können. Nicht nur die Worte ablesen, sondern auch den Sinn verstehen. Er darf sich auch nicht genieren, seinen Drehbuchautor zu fragen, wenn er etwas nicht verstanden hat. Ich erinnere mich an einen Stummfilm, bei dem ich als Ghostwriter mitgearbeitet habe. Da hatte ich eine kleine Szene geschrieben, die in einem Tanzlokal spielt. Vorne am Eingang hängt ein Schild, auf dem steht: "Alle Gäste müssen Schuhe und Krawatten tragen!" Und ein Aufpasser steht da und guckt, ob jeder, der reinkommt, Schuhe und Krawatte anhat. Und hier hatte ich jetzt einen ganz kleinen Scherz eingebaut, dass nämlich ein Mann kommt, der hat einen Vollbart, und sie heben seinen Vollbart hoch, um zu sehen, ob da eine Krawatte ist unter dem Bart. Als der Film nun fertig ist, sehe ich ihn, und was hat der Idiot von einem Regisseur gemacht: er hat für diese Szene dem Schauspieler einen ganz kleinen Spitzbart angeklebt! Und der Aufpasser fasst ihm an den Spitzbart und hebt ihn ein bisschen hoch, obwohl man auch so ganz genau die Krawatte sehen kann. Nicht dass ich besonders stolz bin auf diesen Scherz, aber da muss doch einer Scheisse im Kopf haben, wenn er als Regisseur etwas so verkehrt macht. Einen klitzekleinen Spitzbart! Das hat mich damals so geärgert, dass ich mir gesagt habe: "Wenn die so blöd sind, musst du selbst Regisseur werden." Von da an wollte ich es selbst schlecht machen.

F: Haben Sie denn in Deutschland schon versucht, einmal selbst Filme zu inszenieren?

W: Das war sehr schwer, eigentlich unmöglich. Der Siodmak wurde zwar sehr schnell Regisseur bei der Ufa, weil er eben bei MENSCHEN AM SONNTAG schon Regie geführt hatte. Aber sonst haben sie einem immer gesagt: "Da musst du erstmal sieben Jahre Assistent sein, und dann musst du ein paar Jahre hinter der Kamera stehen und ..." Alles Blödsinn!

F: Kam es denn vor, dass Sie als Autor auch mal bei den Dreharbeiten dabei waren, dass Sie am Drehort etwas umschreiben mussten und so ein bisschen das Inszenieren studieren konnten?

W: Nein, der Drehbuchautor hat damals in Deutschland eigentlich keine Rolle gespielt bei den Dreharbeiten. Man hat ja als Autor zu Hause gearbeitet, und gedreht haben sie in Babelsberg, und wer konnte da schon immer nach Babelsberg rausfahren? Da war die Verbindung irgendwie abgeschnitten. Und wenn der Film gedreht wurde, hat man ja meistens schon an einem neuen Drehbuch geschrieben.

F: Man kann feststellen, dass manche Themen oder Personenkonstellationen aus Ihren deutschen Drehbüchern Jahre später in einem amerikanischen Film wieder auftauchen – als Beispiel vielleicht der Schluss von SCAMPO-LO, der fast identisch ist mit dem Ende von LOVE IN THE AFTERNOON.

W: Bewusst habe ich so etwas nie gemacht, unbewusst vielleicht. Wenn ich stehle, dann stehle ich von den Besten, und ich bin nicht der Beste. Ich mache auch nie einen Film zweimal. Der Hitchcock zum Beispiel, ein grossartiger Regisseur, der macht immer denselben Film im selben Stil. Natürlich mit einem anderen Plot und einer anderen Konstellation, aber es ist im Grunde immer ein und derselbe Hitchcock-Film, ein Krimi oder so etwas ähnliches. Die Leute erwarten das auch von ihm, und als er einmal etwas anderes versucht hat, eine Komödie, da haben die Leute gesagt: "Also, der neue Hitchcock, sehr enttäuschend!" Das war auch der Fall beim Chaplin. Das war doch das Grossartige an ihm, dass er diesen kleinen Mann mit dem Hut und dem Stöckchen und den grossen Schuhen erfunden hat, den Tramp, und den hat er 25 Jahre lang gespielt. Und als er dann später nicht mehr der Tramp war, wollten ihn die Leute nicht mehr sehen.

Ich mache alles: Ich mache Komödien, ich mache ernste Filme, ich mache Filme über den Alkohol, und ich mache Filme über Kriegsgefangene, ich mache Filme über das heutige Amerika, und ich mache Filme, die in Europa spielen. Ich mache eben immer das, was mich so reizt im Moment. Ich komponiere nie Symphonie 1, Symphonie 2, 3, 4, 5 – nein, manchmal ist es ein Divertissement, manchmal etwas mehr Melancholisches. Natürlich, wenn man genau hinsieht, gibt es da irgendwo einen Stil, gibt es da Gedankenverbindungen, gibt es ein Thema. Und dann können auch im Unterbewusstsein Dinge auftauchen, die man schon einmal gehabt hat. So wie bei einem Komponisten, da kommt plötzlich nach dreissig Jahren wieder irgendeine Phrase zum Vorschein. Das kann auch bei mir so sein, aber bewusst habe ich so etwas noch nie gemacht. Der Hintergrund ist immer ein anderer, das kann man nicht alles in eine Schublade legen, ich springe da so herum. Immer dasselbe, das würde mich langweilen. Ich bemühe mich auch, alle zwei Jahre eine neue Sekretärin zu haben, sonst wird es für mich langweilig und für die Sekretärin auch.

F: Sie sind dann 1933 nach Paris emigriert...

W: Emigriert, das hört sich immer so harmlos an, so vornehm! Ich bin geflohen. Ich hatte zwar immer noch meinen österreichischen Pass, aber in den Monaten von Januar bis April 1933, da wurde es immer unangenehmer, unbehaglicher, unheimlicher. Plötzlich lief sogar der Mann in der Garage, wo ich meinen Wagen unterstellte, in einer SS-Uniform herum mit dem Ding am Arm. Und ich wusste genau, ich hätte in Deutschland nicht mehr arbeiten können, deshalb habe ich langsam angefangen, meine Sachen zu verkaufen, das Auto, das Apartement in der Sächsischen Strasse, und am Tage nach dem Reichstagsbrand bin ich abgezogen nach Paris. Viele meiner Freunde sind geblieben, andere gingen nach Wien, viele gingen nach Prag, und manche gingen nach Frankreich. Aber alle mussten dann später noch einmal fliehen, oder sie endeten im Konzentrationslager, in Auschwitz. Das war doch alles nicht weit genug weg. Aber da spielte natürlich auch die Angst vor einer neuen Sprache eine grosse Rolle, die Angst, als Schriftsteller oder Journa-

list oder Drehbuchautor in einem Land mit einer fremden Sprache keine Arbeit mehr zu finden.

Ich habe von Anfang an gewusst, wo ich hinwollte. Ich habe zuerst fast ein Jahr in Paris gelebt, habe dort meinen ersten Film als Regisseur machen können, MAUVAISE GRAINE mit der Danielle Darrieux, die war damals erst siebzehn Jahre alt. Aber Paris war für mich von Anfang an nur ein Zwischenstop. Die Wahrheit ist, ich wäre auch ohne Hitler eines Tages nach Hollywood gekommen, das war zumindest die Ambition.

F: Es gibt ja in einigen Ihrer deutschen Drehbücher immer wieder Verweise auf Amerika, am deutlichsten in der Traumsequenz in EIN BLONDER TRAUM, in der sich Lilian Harvey die Erfüllung ihres Wunsches einer Karriere in Hollywood vorstellt. Haben Walter Reisch und Sie da insgeheim eigene Wünsche einfließen lassen?

W: Sicher nicht nur ich, es gab doch damals kaum einen Drehbuchautor oder Regisseur, der sich nicht sagte: "Ich möchte gerne nach Hollywood!" Jeden Maler hat es immer nach Paris oder Rom gezogen, und für uns war das hier eben die Hauptstadt des Films. Wir hatten doch damals dieses Lied (singt): "Es geht der Dolly gut/Sie sitzt in Hollywood/An einem Tisch/Mit Lilian Gish/... Und wo bin ich?/ Und wo bin ich?" Man hat sich immer gefragt: "Bin ich gut genug, um in Hollywood schreiben zu können? Bin ich gut genug, um in Hollywood inszenieren zu können?" Viele kamen und hatten keinen Erfolg: Der Renoir kam, hat keinen Erfolg gehabt; der René Clair kam, hat keinen Erfolg gehabt. Und erst vor kurzem kam die Wertmüller und erlebte einen Riesenreinfluss. In Hollywood arbeiten wollten sie doch fast alle, auch heute noch.

F : Obwohl Sie in Paris inzwischen Regisseur geworden waren, haben Sie den Sprung nach Amerika als Drehbuchautor geschafft.

W: Ich habe in Paris eine Originalgeschichte geschrieben, mit dem Max Kolpe und dem Hanns Lustig, die wurde dann von einem Studio in Amerika gekauft und dann bin ich rüber, um hier am Drehbuch zu arbeiten. Der Film wurde aber nie gedreht. Das war im Januar 1934, genau ein Jahr nach Hitler.

F: Sie sind auf dem Umweg über Mexiko in die USA gekommen?

W: Nein, ich bin zuerst mit einem Besuchervisum nach Hollywood gekommen, das war auf sechs Monate befristet. Und als dieses Besuchervisum abgelaufen war, bin ich nach Mexiko gegangen, in eine Stadt an der Grenze. Man musste nämlich, wenn man offiziell nach Amerika einwandern wollte, zuerst einmal das Land wieder verlassen. Ich habe dann ein paar Tage in Mexiko gewartet, bis ich mein Einwanderungsvisum bekam, bin dann zurück nach Hollywood und habe auch sofort die Papiere für meine Einbürgerung eingereicht. Das dauerte fünf Jahre, dann war ich amerikanischer Staatsbürger, Nachher habe ich einige der Dinge, die ich in Mexiko erlebt und gesehen habe, verwendet für das Drehbuch zu HOLD BACK THE DAWN, das ich mit dem Brackett geschrieben habe. Und dann sass ich die nächsten ein, eineinhalb Jahre meistens so herum und habe mich bemüht, Englisch zu lernen, habe sehr viel Radio gehört, habe viel mit Amerikanern gesprochen und zugehört, habe Geschichten zuerst in Deutsch geschrieben und sie hinterher übersetzt. Das war eine ziemlich schwierige Umstellung, man musste

sich angewöhnen, vollständig in Englisch oder Amerikanisch zu denken. Schliesslich habe ich den Job bekommen, bei Paramount BLUEBEARD'S EIGHTH WIFE zu schreiben, für den Lubitsch. Und bei Paramount blieb ich dann für die nächsten 18 Jahre.

F: Sie haben es schliesslich geschafft, zwei Drehbücher für den Lubitsch zu schreiben BLUEBEARD'S EIGHTH WIFE und NINOTCHKA.

W: Ja, das war aber wirklich nicht leicht, und der Lubitsch war auch am Anfang etwas skeptisch. Später, bei NINOTCHKA, waren wir sogar zwei Deutsche, der Reisch und ich, und dann noch der Brackett. Aber nach ein, zwei Wochen hat es dem Lubitsch gefallen, was wir ihm da gebracht haben. Die Wahrheit ist natürlich, dass Lubitsch selbst der beste Drehbuchautor seiner Filme war, obwohl sein Name nie auf der Leinwand erschien in dieser Funktion. Es gab keinen Autor und keinen Regisseur, der für diese Art von Filmen, die er machte, besser war als Lubitsch selbst.

F: Hat Lubitsch während des Drehens die Drehbücher verändert oder hat er in der Entstehungsphase mitgearbeitet?

W: Während des Drehens nicht, nie. Aber er hat regelrecht am Drehbuch mitgeschrieben, sass tagelang mit uns zusammen, bei beiden Filmen. Er war ein vollwertiger Mitarbeiter ohne credit. Und es war immer wieder überwältigend mitzuerleben, was dem Mann da spontan so alles einfiel. Der hat ein ganz anderes Gehirn gehabt als gewöhnliche Menschen! Wenn wir eine Szene geschrieben hatten, der Brackett und ich, dann kam Lubitsch dazu, hat es irgendwie ein bisschen geknetet, hat es ein bisschen gedreht und hat so ein paar kleine Lichter draufgesetzt, hat es noch etwas eleganter gemacht, und auf einmal war es Lubitsch. Ein ganz besonders, seltenes Talent. Und das hat er mit ins Grab genommen, keiner kann es kopieren, das ist unmöglich.

F: Kannten Sie Lubitsch schon von seinen deutschen Filmen her?

W: Natürlich kannten wir die grossen Lubitsch-Filme. Er war doch schon Lubitsch in Deutschland gewesen. An KOHLHIESELS TOECHTER erinnere ich mich, mit der Henny Porten und dem Jannings. Und dann all die Filme, die nach Deutschland kamen: THE MARRIAGE CIRCLE, THE LOVE PARADE, MONTE CARLO...

Die grosse Lubitsch-Idee ist doch, dass das Publikum für ihn arbeitet. Ein mittelmässiger oder auch ein guter Regisseur sagt dem Publikum: "Zwei und zwei ist vier." Aber der Lubitsch ist gekommen und hat nur gesagt: "Zwei und zwei...?", und das Publikum hat es selbst zusammengezählt: "Aha vier!" Er hat sie dazu gebracht, sein Spiel mitzuspielen, er hat es nicht einfach so flach serviert. Da wurde immer die Phantasie des Publikums mit einkalkuliert. Die musste natürlich vorher stimuliert, unmerklich in eine ganz bestimmte Richtung gelenkt werden. Und das steckte schon alles in den Drehbüchern drin. Lubitsch war ein Mann, der vollständig vorbereitet war, wenn er ans Drehen ging. Nicht einer der Scherze in seinen Filmen wurde da erst am Drehort erfunden.

Immer wenn ich eingeladen werde, vor Filmstudenten zu sprechen - was ich nicht besonders gerne tue -, wenn ich dann keine Lust mehr habe, über meine eigenen Filme zu reden, sage ich "Passen Sie auf, wir sprechen lieber über Lubitsch." Und dann führe ich immer so ein bisschen vor, wie der Lubitsch mit einem gearbeitet hat: "Wir haben folgende Situation. Da ist ein



König, gespielt vom Georges Barbier, diesem grossen, dicken Schauspieler: wir haben eine Königin, das ist die Una Merkel; und wir haben einen Leutnant, das ist der Chevalier. Ich möchte jetzt, dass Sie mir dramatisieren, dass der Leutnant ein Verhältnis mit der Königin hat und dass der König es eines Tages durch Zufall herausfindet. Heute ist Freitag, kommen Sie am Dienstag mit der fertigen Szene, ich möchte sie dann sehen."

Wenn man eine solche Ausgangssituation an fünftausend Autoren verteilte, keiner würde herausfinden, wie es der Lubitsch gemacht hat. Die Szene ist aus THE MERRY WIDOW und ist, glaube ich, ein sehr schönes Beispiel für die Technik Lubitschs, obwohl man aus jedem seiner Filme ein Dutzend gleichwertiger Beispiele nehmen könnte: Man sieht ein Schloss, ein Schlafzimmer, den König und die Königin. Die Königin liegt noch im Bett, der König zieht sich an, küsst seine Frau und geht aus dem Zimmer. Draussen vor der Tür steht der Chevalier auf Wache. Der König geht vorbei, der Chevalier salutiert, der König verschwindet um die Ecke. Im gleichen Augenblick dreht sich der Chevalier um und geht ins Schlafzimmer zur Königin. Er macht die Türe zu, der Zuschauer sieht nichts, nur die Tür von draussen, die Kamera geht nicht mit hinein. Jetzt wieder der König: Er geht die Treppe hinunter und merkt, dass er vergessen hat, seinen Säbel umzuschallen. Also geht er langsam wieder die Treppe hoch, Richtung Schlafzimmer, das Publikum wartet schon auf den Knall, den es da geben wird. Er macht die Tür auf geht hinein, macht die Tür zu. Wir sind wieder draussen, malen uns aus, was jetzt im Zimmer passiert. Die Tür geht wieder auf, der König kommt heraus, seinen Säbel in der Hand, er lächelt. Nichts gemerkt, kein Knall. Er geht langsam weg, will den Säbel umschallen - der Gürtel ist viel zu eng, es ist gar nicht seiner! Und jetzt durchschaut er die Situation, geht zurück und findet den Chevalier unterm Bett. Jeder hätte es anders gelöst, aber keiner hätte es so elegant, so witzig und so spannend fürs Publikum gemacht wie Lubitsch.

F: Ausgangspunkt für Ihre Regieambitionen waren sicher auch die eher negativen Erfahrungen mit einem Regisseur wie Mitchell Leisen, der drei Ihrer Drehbücher verfilmt hat. Leisen erzählt in seinen Erinnerungen: Billy Wilder schrie Zeter und Mordio, wenn man auch nur einen Satz in seinen Dialogen ändern wollte!

W: Richtig, wir hatten oft einen Riesenkrach, weil er Sachen aus dem Drehbuch einfach weggelassen hat. Und wenn man ihm das vorwarf, rannte er zum Produzenten und beschwerte sich. Da kamen bei mir wieder Erinnerungen hoch an den Mann mit dem Spitzbart. Der Brackett und ich haben für ihn HOLD BACK THE DAWN geschrieben, die Geschichte eines rumänischen Gigolos - den der Charles Boyer spielt -, der nach Amerika einwandern möchte, aber sie lassen ihn nicht über die Grenze. Er wartet da also in einer kleinen mexikanischen Grenzstadt in einem verstaubten, dreckigen Hotel und weiss eigentlich gar nicht, worauf er wartet. Nachher trifft er dann eine amerikanische Lehrerin, die heiratet er, um nach Amerika zu kommen. Und da hatten wir eine Szene geschrieben, in der der Boyer in seinem Hotelzimmer auf dem Bett liegt, voller Wut, dass man ihn nicht rüberlässt. Da

sieht er an der Wand eine Küchenschabe, die kriecht da so langsam auf den Spiegel zu, und er nimmt seinen Stock und jagt sie immer wieder weg vom Spiegel, und er spricht mit ihr: "Wo willst du denn hin? Da kannst du nicht rüber, du hast doch gar kein Visum!" Und immer wieder schiebt er sie weg. Der Leisen hatte schon mit dem Drehen angefangen, als der Brackett und ich noch gar nicht mit dem Drehbuch fertig waren. Wir steckten noch mitten im dritten Akt, waren etwas spät dran. An dem Tag nun, wo sie vormittags eigentlich diese Szene hätten drehen müssen, treffen wir den Boyer beim Mittagessen. Und wir fragen, wie es heute gelaufen ist, ob sie die Szene gedreht haben mit der Schabe. Er sagt: "Ja, aber wir haben das ein bisschen verändert." "Wie habt ihrs verändert?" "Ich spreche nicht mit der Schabe, das ist doch idiotisch. Man kann doch nicht mit einem Insekt sprechen, das einen nicht versteht." Der Brackett und ich, wir sehen uns nur an und gehen, und dann sage ich: "Der kann uns am Arsch lecken, wenn er das nicht spielen will. Wenn er nicht mit der Schabe sprechen will, dann spricht er mit keinem mehr." Und wir haben ihm dann hinterher kaum noch Dialog gegeben. Im letzten Teil des Drehbuchs, der noch nicht geschrieben war, haben wir fast alle grossen Szenen, die er noch haben sollte, an die Olivia de Havilland gegeben. Das war so eine kleine Rache, aber es hat natürlich die Szene mit der Schabe nicht gerettet.

Das ist doch die Tragödie im Film: Wenn ein Schauspieler etwas nicht machen will, dann kann ich ihn nicht dazu zwingen; er wird es spielen, aber er wird es absichtlich schlecht spielen, um einem zu beweisen, dass es eine schlechte Szene ist. Wenn ich als Drehbuchautor oder Regisseur in einen solchen Konflikt gerate mit einem Star – wie es mir auch mit dem Bogart passiert ist, der ein Freund von mir war, aber mit dem ich mich bei SABRINA nicht sehr gut verstanden habe –, dann muss ich halt die Zähne zusammenbeissen und Diplomat sein. Der kann mich doch anscheissen, ohne dass ich etwas dagegen machen kann. Es ist doch nicht so wie im Theater, wo ich eine Rolle von heute auf morgen umbesetzen kann. Man kann, wenn man einen halben Film fertig gedreht hat, einen Regisseur auswechseln, einen Kameramann, jeden, aber nicht einen Hauptdarsteller. Dann müsste man ja den halben Film wegschmeissen, und das wäre viel zu teuer. Man muss eben sehr vorsichtig sein, wen man engagiert: Wer ist unangenehm, wer ist unzuverlässig, wer sucht Streit, wer betrinkt sich? Sonst werden die drei Monate, die man da beim Drehen zusammenhockt, zur Qual.

F: Es fällt auf, dass Sie fast alle Ihre Drehbücher, in Deutschland und in Amerika, gemeinsam mit einem Co-Autor geschrieben haben, am häufigsten in Zusammenarbeit mit Charles Brackett und I.A.L. Diamond.

W: Oft, aber nicht immer. Ich habe auch Filme alleine geschrieben, Originalgeschichten alleine geschrieben. EMIL UND DIE DETEKTIVE zum Beispiel habe ich alleine gemacht. Aber als ich nach Amerika kam, da war mein Englisch noch sehr holprig; das dauert doch Jahre, bis man die Feinheiten einer Sprache beherrscht. Und da habe ich eben Mitarbeiter gehabt. Besonders nachher, als ich auch zu inszenieren angefangen habe, wurde es sehr wichtig, dass da noch ein zweites Paar Augen war, das mit mir gesehen hat, und ein zweites Paar Ohren, das mit mir gehört hat. Und ich habe dann im-

mer Mitarbeiter gesucht, die intelligent sind, die Talent haben und die mich nicht langweilen.

F: Es ist ja von bösen Zungen behauptet worden, Wilders Co-Autoren seien kaum mehr als gutbezahlte Sekretärinnen gewesen.

W: Das ist völliger Unsinn. Glauben Sie mir, die Mitarbeiter, mit denen ich am Drehbuch arbeite, die haben genau ihre fünfzig Prozent Anteil an der Sache wie ich. Ich will keine Leute, die immer nur "Ja" sagen zu den Ideen, die ich da habe. Wenn er eine Idee hat, oder ich habe eine Idee, dann besprechen wir das, werfen es so ein bisschen hin und her. Entweder es entwickelt sich, oder es löst sich auf. Wir suchen immer nach etwas, was uns beiden gefällt. Wenn nicht, weg damit, dann wird's eben in den Papierkorb geschmissen, fangen wir also wieder neu an. Wenn ein Skript fertig ist und hat, sagen wir mal, vierzig oder fünfzig Seiten, dann sind dafür aber dreissigtausend Seiten im Papierkorb gelandet, vielleicht auch ein paar gute. Ich würde aber nie, weil ich gleichzeitig auch der Regisseur und der Produzent des Films bin, meinen Rang benutzen, wenn wir unterschiedlicher Meinung sind, und sagen: "Ich bin der Regisseur, ich bin der Produzent, wir machen das so, wie ich es will!" Beim Drehbuch sind wir beide gleichberechtigt.

F: Als Sie das Drehbuch zu THE MAJOR AND THE MINOR schrieben, wussten Sie da schon, dass Sie bei diesem Film zum erstenmal auch Regie führen würden in Hollywood?

W: Ja, die haben mich da gern gehabt bei der Paramount, wir hatten gute Skripts geschrieben, der Brackett und ich, die waren alle erfolgreich. Und als ich dann immer wieder gefragt habe, ob ich nicht auch einmal Regie führen könnte, hat der Produzent Arthur Hornblow schliesslich gesagt: "Gut, ich gebe dir eine Chance." Das war ja damals nicht so ein Risiko wie heute. Bei der Paramount haben sie damals vierzig Filme im Jahr gemacht, bei der Metro sechzig. Und damals, vor dieser Anti-Trust-Geschichte, da gehörten den Studios ja auch die Kinoketten. Da hat man dann alle Filme, auch wenn sie nicht so gut waren, einfach durch alle Paramount-Kinos ziehen können. Und wenn ein Film nur 800'000 Dollar gekostet hat, konnte der Verlust nicht allzu hoch werden. Die haben sich also gesagt: "Der Wilder ist verrückt, wenn er inszenieren will. Der soll lieber weiter Drehbücher schreiben, wir haben genug gute Regisseure."

Die haben gedacht, ich würde ihnen da etwas ganz Artistisches, Literarisches und Verschmocktes bringen, sowas wie DAS CABINET DES DR. CALIGARI. Aber sie haben mich machen lassen, haben insgeheim gehofft, dass ich damit auf den Arsch falle und dann reumütig zurückkomme und weiter Drehbücher schreibe. Deshalb bin ich hingegangen und habe mir eine ganz populäre Geschichte gesucht, ganz und gar nichts Verschmocktes. Und die Geschichte, die ich dann gefunden habe, das war so etwas, wie es der Nabokov in "Lolita" gemacht hat, die Geschichte eines Mannes, der eine Erektion kriegt bei einem Mädchen, von dem er annimmt, dass sie elf ist - wir wissen aber, dass sie schon fünfundzwanzig ist. Das war also die Grundidee, und daraus konnte man einen populären Film machen. Wir haben es nur etwas umgedreht: Nicht der Mann verliebt sich in das Mädchen, sondern das Mädchen, das keines ist, verliebt sich in den Mann, und der merkt es

überhaupt nicht. Und komisch ist es erst in dem Augenblick geworden, als die jungen Kadetten sich einer nach dem anderen an die Fünfundzwanzigjährige, die sie für elf halten, heranmachen und sie schliesslich fastvergewaltigen. In dieser Situation lag die eigentliche Komödie. Ich habe den Film also so populär wie möglich gemacht, aber eben nicht banal. Es wurde ein Erfolg, ein Kassenerfolg, und von da aus ging ich weiter zu FIVE GRAVES TO CAIRO, und nach DOUBLE INDEMNITY habe ich bereits einen Namen gehabt als Regisseur.

F: Der eigentliche Star von FIVE GRAVES TO CAIRO ist ja weniger Franchot Tone in der Rolle des Helden als vielmehr Erich von Stroheim als Rommel, der ja mit dem historischen Rommel überhaupt keine Ähnlichkeit besitzt.

W: Nein überhaupt nicht. Aber ich hatte auch gar keine Ahnung, wie der Rommel eigentlich aussah. Damals war Amerika ja noch nicht in den Krieg eingetreten. Der Ursprung der Geschichte war ein Roman von Lajos Biro, das war ein ungarischer Schriftsteller, der jahrelang für den Korda gearbeitet hat, der die grossen Erfolge wie HENRY VIII und THE SCARLET PIMPERNEL geschrieben hat. Und dieser Roman - "Hotel Stadt Lemberg" - spielte im 1. Weltkrieg: Das war die Geschichte eines Hotels, das abwechselnd immer von Russen und Oesterreichern besetzt wurde. Ich kannte Stroheim bis zu diesem Zeitpunkt nicht persönlich, er lebte damals in Paris, aber ich war ein grosser Bewunderer von ihm als Schauspieler und Regisseur. Lubitsch und Stroheim, das waren die beiden Regisseure, die mich am meisten beeinflusst haben - eine etwas ausgefallene Mischung vielleicht, aber so ist es nun mal. Man hat dann auf jeden Fall in Frankreich einen Vertrag unterzeichnet mit dem Stroheim, und als ich die Panzeraufnahmen in der Wüste gedreht hatte und ins Studio zurückkam, war auch der Stroheim inzwischen in Hollywood angekommen. Er war in der Garderobe, probierte gerade die Uniform an, und ich ging zu ihm und stellte mich vor: "Herr Stroheim, ich weiss gar nicht, was ich dazu sagen soll, dass ich, ein blutiger Anfänger, jetzt einen Film mit dem grossen Stroheim mache!" Er sieht mich bloss so an. Und dann, um ihm etwas zu schmeicheln, sage ich: "Ihr Problem Herr Stroheim, war immer, dass Sie Ihrer Zeit stets um zehn Jahre voraus waren!" Und er guckt mich an und sagt nur: "Zwanzig!" Ein guter Film FIVE GRAVES TO CAIRO.

F: Es gibt da eine Reihe von stilistischen und thematischen Eigenheiten, die immer wieder in Ihren Filmen auftauchen. Sie benutzen zum Beispiel sehr oft eine Person als Erzähler und lassen die eigentliche Geschichte als Rückblende ablaufen.

W: Ja, diese voice-over-narration mache ich manchmal; manchmal braucht man sie, manchmal nicht, es gibt da keine Regel. Es gibt Dinge, die sind nur sehr schwer zu zeigen, Informationen, die der Zuschauer braucht, um die Geschichte zu verstehen. Oder es würde zu lange dauern, sie zu zeigen. Da kann man dann in zwei, drei Sätzen eines Erzählers ebensoviel unterbringen wie in fünfzehn Minuten Film. Es kann einem also helfen, eine Film ökonomisch zu beginnen. Und durch die Rückblendentechnik kann man gleichzeitig das Interesse des Zuschauers wecken. In den meisten Geschichten passieren die spektakulären Sachen doch erst in der Mitte oder gegen



Schluss. Es fängt meist langsam an, undramatisch, da können die Leute oft schon das Interesse verlieren. Also verlege ich den Anfang der Geschichte etwas weiter nach hinten und fange an mit einer spektakulären Sache. Wir hatten das bei DOUBLE INDEMNITY, wo der MacMurray angeschossen in das Büro kommt. Die Zuschauer sehen, dass er blutet, und fangen gleich an zu fragen: "Warum setzt er sich jetzt an das Diktaphon und erzählt?" Oder wir hatten den Holden in SUNSET BOULEVARD: der liegt tot in einem Swimming-Pool und sagt: "Das ist Sunset Boulevard und ich bin tot." Und die Leute fragen sich: "Wenn er tot ist, wie kann er das erzählen?" Es haben mich auch wirklich Leute gefragt: "Das ist doch unlogisch, wie geht denn das?" Und ich habe geantwortet: "Ich weiss nicht wie es geht, er macht es einfach!" Die war sogar ursprünglich viel länger, diese Sache am Anfang. Wir haben den Film angefangen in einer Leichenhalle mit mehreren Toten, und die Leichen beginnen der Reihe nach zu erzählen, wer sie sind und wie sie gestorben sind, bis der Holden an die Reihe kommt, und dann fängt eigentlich erst die SUNSET BOULEVARD-Geschichte an. Aber die Zuschauer bei der Preview haben es nicht richtig verstanden. Sie hielten es für eine Komödie und haben fürchterlich gelacht, deshalb haben wir es dann weggeschnitten.

F: Ein immer wiederkehrendes Thema Ihrer Filme ist, dass Menschen andere Menschen für sich ausnutzen: von HOLD BACK THE DAWN, wo der Charles Boyer die Liebe der amerikanischen Lehrerin benutzt, um in die USA zu kommen, bis hin zu FEDORA, die die Persönlichkeit ihrer Tochter zerstört, um vor der Öffentlichkeit den Mythos ewiger Jugend zu erhalten.

W: Ich bin halt selbst mein ganzes Leben jemand gewesen, der andere Leute übervorteilt hat. Nein! Aber es ist doch immer wichtig in einer Geschichte, dass die Charaktere irgendein Ziel haben. Wenn es kein Ziel gibt und keine Schwierigkeiten, dieses Ziel zu erreichen, dann gibt es auch keinen dramatischen Inhalt - oder keinen komischen. Der Lemmon im APARTMENT möchte in die oberste Etage, Karriere machen. Der Mac Murray möchte die Frau und das Geld, und am Ende hat er die Frau nicht, und das Geld hat er auch nicht. Der Holden in SUNSET BOULEVARD möchte einen Swimming-Pool, und am Ende stirbt er im Swimming-Pool. Jeder will etwas. Marlene Dietrich in FOREIGN AFFAIR will die Schokolade und die Strümpfe, und der amerikanische Soldat will sie. Jeder will etwas, und jeder ist bereit, dafür alles oder fast alles zu tun. Entweder erreicht man es oder man erreicht es nicht, oder man hat es, und es ist am Ende ganz unwichtig geworden. Wie der Lemmon am Ende vom APARTMENT: da hat er den Schlüssel, und dann wirft er ihn hin. Oder nehmen wir diesen Film von Huston, die Traven-Geschichte THE TREASURE OF THE SIERRA MADRE. Die haben das Gold, aber dann verweht der Wind das Gold, und die lachen nur.

F: Sehen Sie die Tatsache, dass viele Ihrer Charaktere in andere Rollen schlüpfen, sich verkleiden müssen, auch in diesem Zusammenhang?

W: Natürlich, das ist doch nicht nur eine Freude am Verkleiden, sie wollen ja etwas erreichen dadurch. Und dann kommen immer die Situationen, wo sie wieder raus wollen aus der Rolle, aber nicht können. Das Wichtige bei diesen Geschichten ist doch, dass es einen zwingenden Grund geben muss für die Verkleidung. Die ganze Sache in SOME LIKE IT HOT wäre vollkom-

men idiotisch gewesen, wenn wir nicht am Anfang gezeigt hätten, wie die Gangster diese Leute da ermorden in der Garage, wenn es nicht wirklich diese Todesgefahr gegeben hätte für den Lemmon und den Curtis. Sie können also nicht jeden Moment sagen zu der Monroe: "Du, pass auf, ich bin gar keine Frau, ich bin ein Mann. Warum gehen wir nicht ins Bett?" Es muss diesen zwingenden Grund geben, um in der Rolle zu bleiben. Das haben der Feydeau und die Franzosen, die diese Art Schwänke geschrieben haben, früher und besser gewusst als ich.

F: Ist es so, dass Sie nicht gerne über inhaltliche Aspekte Ihrer Arbeit reden?

W: Es ist so schwierig, über seine Arbeit zu sprechen, wenn man kein Theoretiker ist. Wenn es eine Theorie gäbe und ich alle ihre Regeln perfekt beherrschen würde, hätte ich doch mit meinen Filmen nie eine Pleite erlebt und ich habe viele Pleiten gehabt. Ich weiss nicht, ich muss immer daran denken, Aerzte sterben doch auch, nicht? Für jeden von uns, wenn er einen Film beginnt, ist es, als würde er in ein dunkles Zimmer treten. Es ist sehr leicht möglich oder sogar wahrscheinlich, dass jemand über ein Möbelstück, das da herumsteht, fällt und sich das Bein bricht. Manche sehen ein bisschen besser im Dunkeln, aber keiner sieht es genau. Die grossen Theorien über den Film, die haben doch nur die Mittelmässigen, die total Erfolgen oder die Verbitterten aufgestellt, Exregisseure und Exdramatiker:

"Man muss also...", "Eines der ersten Gesetze ist..." Nichts, das kenne ich nicht. Ich hielte mich für unbescheiden, wenn ich mich da wie ein Trutzhahn aufplustern würde und sagte: "Hören Sie zu, ich weiss genau, wie man es machen muss. Die anderen sind alle Idioten!" Ich fühle mich dazu nicht berufen. Man kann doch auch einen Maler nie fragen: "Warum hast du das da grün gemacht?" Vielleicht ist er einfach nur so darauf gekommen. Vielleicht war es ein Zufall, ein Fehler oder auch kein Fehler. Wer will das nachher sagen?

F: Hat sich Ihr Interesse für die Malerei auch in Ihren Filmen niederschlagen, in der Art, wie Sie Einstellungen komponieren, etwa?

W: Ich versuche, einen Film so einfach und so elegant wie möglich zu drehen, ohne Mätzchen, ohne Eisenstein-Einstellungen. Nicht so wie die jungen Regisseure, die mit der Kamera in der Gegend herumfuchteln oder eine Einstellung durch das Feuer im Kamin fotografieren. Für mich muss alles eine Logik haben, muss der Zuschauer immer wissen, von wessen Standpunkt der Film ausgeht. Der Zuschauer muss die Handlung immer mit den Augen eines der Charaktere sehen. Aber nicht plötzlich ein Loch da im Boden machen, die Kamera darin verstecken und dann von schräg unten oder vom Kronleuchter aus fotografieren! Das ist doch alles Kunstgewerbe. Nein, so einfach und so elegant wie möglich. Denn wenn die Leute einmal interessiert sind, wenn sie gepackt zuschauen, wenn man sie also bei der Kehle erwischt hat - wenn dann plötzlich eine ganz ausgefallene Einstellung kommt und einer sagt zu seinem Nebenmann: "Schau doch mal, diese herrliche Einstellung!", das ist doch Scheisse, das schadet doch dem Film. Da zwingt man den Zuschauer doch, über die Technik nachzudenken: "Da hat er also die Kamera genommen, hat sie auf einen Kran gesetzt und ist dann damit in die Höhe gefahren..." Ich will eigentlich, dass die Leute in meinen Filmen

vergessen, dass da eine Leinwand ist, worauf sie blicken. Sie sollen meinen, sie seien mit den Personen der Handlung im selben Zimmer oder auf derselben Strasse.

F: Haben Sie, wenn Sie das Drehbuch schreiben, die Szene schon ganz genau vor Augen?

W: Natürlich, ich weiss genau: dort wird der Schreibtisch stehen, da ist die Türe, da kommt er rein. Jetzt habe ich nicht genug Dialog, um ihn von der Tür zum Tisch zu bringen, also müssen wir einen Satz für ihn finden. Im grossen und ganzen sehe ich die Sache plastisch vor mir, wenn wir das Skript entwerfen. Glauben Sie mir: Improvisation, das ist Scheisse. Das ist Faulheit. Man kann nicht sagen: "Da machen wir uns jetzt keine grossen Gedanken drüber, wie es genau werden soll, das überlegen wir uns bei den Dreharbeiten." Ich habe das Drehbuch, und da ist die Szene. Natürlich, es können einem schon mal plötzlich Dinge einfallen, die die Szene noch verbessern. Nicht nur mir, das kann auch ein Schauspieler sein, der Kameramann oder irgendein Elektriker. Dann ändern wir es. Oder wenn man merkt, dass irgendwas nicht so hinhaut, wie man es sich vorgestellt hat, dann setzt man sich in eine Ecke und ändert das schnell. Oder man macht das in der Mittagspause. Aber nicht einen halben Tag da rumsitzen im Studio mit all den Leuten, die warten, und auf eine Eingebung hoffen... Wenn uns spontan nichts Zusätzliches mehr einfällt, haben wir immer das Skript, und da ist die Sache dann immer so originell drin, wie wir sie haben schreiben können.

F: Jack Lemmon hat einmal erzählt, dass Ihnen die Sache mit seinem Schnupfen in THE APARTMENT erst während der Dreharbeiten eingefallen sei.

W: Nein, da erinnert er sich nicht richtig. Der Schnupfen war schon im Drehbuch drin. Das war doch sehr wichtig, weil er sich den nachts im Park holt, als die da oben in seinem Zimmer rumbumsen und er nicht reinkann. Das stimmt also nicht. Aber es gab einen solchen Fall bei DOUBLE INDEMNITY. Da hatten wir diese Szene, in der der MacMurray zum Zug springt, die Leiche des Ehemannes aus dem Wagen holt, sie auf die Schienen legt und dann mit der Stanwyck im Wagen wegfährt. Das hatten wir morgens gedreht, alles war o.k., und dann haben wir Mittagspause gemacht. Ich wollte mit meinem Wagen zum Essen fahren, ausserhalb des Studios, steige ein – der Starter geht nicht. Ich versuche es ein paarmal, er springt nicht an. Und da hatte ich auf einmal die Idee: Das wäre gut, wenn wir das noch in den Film einbauen könnten. Ich bin also schnell zurückgelaufen ins Atelier, habe gesagt, sie sollen alles so stehen lassen bis zum Nachmittag, ich wollte die Szene nochmal drehen, etwas anders. Und so habe ich es dann in den Film hineingenommen: Die Leiche liegt auf den Schienen, sie wollen wegfahren, und der Wagen springt nicht an; immer wieder versuchen sie es, der Mac Murray fängt an zu schwitzen und der Zuschauer mit ihm. Manchmal hat man solche spontanen Einfälle, aber das ist nicht die Regel bei mir, das kommt sehr selten vor.

F: Wie detailliert sind die Regieanweisungen in Ihren Drehbüchern?

W: Im Drehbuch heisst es einfach nur: Szene 23, Tag, Büro von Sheldrake.

Und dann kommt die ganze Szene. Ich schreibe nicht solche aufwendigen Anweisungen wie: "Vorsichtig bewegt sich die Kamera durch das Schlüs-



selloch und schnuppert im Zimmer herum!" Das ist doch alles Blödsinn. Für wen soll ich das machen, für mich? Das ist doch wie in einem Lektionenbuch aus dem vorigen Jahrhundert. Man kann jede Einstellung noch so genau festlegen im Drehbuch, man kann sie zeichnen lassen, wie der Hitchcock es macht - aber was man hinterher kopiert, sieht doch nie genauso aus. Solche Anweisungen sind bei mir minimal. Aber da gibt es tatsächlich Leute, die können nur so arbeiten. Der Lang zum Beispiel, der war jeden Morgen um sechs im Studio, bevor die Schauspieler kamen, und dann ist er da rumgegangen und hat Zahlen auf den Boden gemahlt: 1, 2, 3, 4... Und zu den Schauspielern hat er dann hinterher gesagt: "Also, du kommst hier rein, bleibst bei 1 kurz stehen und blickst dich um. Dann gehst du zu 2 und sagst den Dialog. Auf dem Weg zu 4 legst du bei 3 die Zigarre in den Aschenbecher..." Das ist doch reines Marionettentheater. Da gibt es ja nichts mehr zu probieren, das ist alles nur noch mathematisch.

Ich drehe sehr schnell, ich drehe sehr wenig, ich lasse sehr wenig kopieren. Ein Freund von mir, der George Cukor, der lässt immer zehn takes kopieren, und dann sucht er sich hinterher den besten aus. Aber das ist doch so langweilig, da schiebt man die Entscheidung doch nur vor sich her. Mit einer Grossaufnahme von der Garbo haben sich dann der Kameramann und der Cutter mal einen Scherz erlaubt: Da haben sie zehnmal dieselbe Grossaufnahme kopiert, und der Cukor sass stundenlang herum und hat sich das immer wieder angesehen und hat überlegt, bis er schliesslich gesagt hat: "Ich glaube wir nehmen Nummer 3, die ist doch ein bisschen besser als die andere." Den meisten Cuttern ist es natürlich viel lieber, wenn man ihnen Hunderte und Tausende von Metern gibt und sie damit spielen können: "Jetzt mache ich daraus den Film." Dazu gebe ich denen gar nicht erst die Chance. Sie kriegen viel zu wenig von mir; wenn sie es nicht so zusammenschneiden, wie ich es geplant habe, dann wird da gar kein Film draus.

F: Erwarten Sie von den Darstellern, dass sie in ihrem Spiel exakt die Willkür der Vorstellungen treffen, oder geben Sie ihnen Raum für eigene Interpretationen?

W: Ich habe die Szene, ich habe die Schauspieler, und ich sage zu ihnen:

"Spielen wir es mal, lesen Sie es mal, gehen Sie einmal im Zimmer umher, damit man eine Vorstellung bekommt für die Bewegung." -"Na, vielleicht wäre es besser in der Bewegung anders herum, versuchen wir es mal so..." Auf diese Art bekommen wir dann alle langsam das Gefühl dieser Szene. Ich versuche, die Schauspieler einzustimmen: "Das ist die Geschichte. Worum handelt es sich genau? Was wollen wir in dieser Szene dramatisieren? Glaubst du, dass es falsch wäre, wenn wir es anders machen? Fühlst du es jetzt?" Ich zwingen einen Schauspieler nie. Manchmal, sehr selten, sage ich: "Pass auf, wir drehen es zweimal. Einmal wie ich es mir vorstelle und einmal wie du denkst, dass es für deinen Charakter besser ist."

Ich arbeite am liebsten mit Leuten zusammen, mit denen ich schon einmal was gemacht habe, mit denen ich Erfolg hatte, die Freunde geworden sind. Es hat in meiner Karriere nur zwei, drei Fälle gegeben, wo es zu dramatischen Szenen mit Schauspielern kam, und wo dann die Leute vom Office Frieden stiften mussten. Ich bin nicht stur, ich mache grosse Kompromisse, ausser wenn es etwas ganz Wichtiges ist.

F: Jack Lemmon hat bei Ihnen in sechs Filmen die Hauptrolle gespielt. Sehen Sie in ihm den idealen Helden für Ihre Geschichten?

W: Ich schätze den Lemmon, weil er eben ein wunderbarer Schauspieler ist.

Der wurde mit einem Riesentalent geboren und hat sein Metier hinterher immer weiter perfektioniert. Ein geborener Schauspieler, der eine wunderbare Technik besitzt, die er dann aber schön versteckt, damit nicht alles so mechanisch aussieht. Und er ist nicht nur gut in Wilder-Filmen: Er war sehr gut in ODD COUPLE. Er ist sehr gut in CHINA SYNDROME. Er war schon gut, ehe er je mit mir gearbeitet hat, in MISTER ROBERTS. Es ist ganz einfach eine Freude, mit dem Lemmon zu arbeiten, weil er alles spielen kann und weil er sehr intelligent ist. Und das ist oft das Wichtigste: einen intelligenten Schauspieler zu haben. Nicht immer natürlich: Manchmal habe ich mit sehr intelligenten Leuten gearbeitet, die machten Schwierigkeiten und waren nicht unbedingt die besten Schauspieler; manchmal hatte ich ganz sture, wenig intelligente Leute, die waren ganz grossartig. Aber der Lemmon ist hochintelligent, denn er kennt nicht nur seine eigenen Probleme als Schauspieler, er kann sich auch in meine Probleme als Regisseur hineindenken. Und das ist immer sehr hilfreich.

F: Stimmen Sie mit Ihren Kameramännern alle technischen Einzelheiten der Fotografie ab oder beschreiben Sie Ihnen nur das Gefühl einer Szene?

W: Ich weiss, wenn ich das Drehbuch schreibe, genau, wo ich die Kamera haben und wo ich später schneiden will. Aber das schliesst natürlich die Mitarbeit des Kameramannes nicht aus. Sobald ich mit den Schauspielern geprobt habe, kommen der Kameramann und der Beleuchter dazu, und ich erkläre ihnen: "Also, ich möchte die Szene in zwei oder drei Einstellungen machen, hier beginnen wir, dann da rüber und dann dort." Alles sehr einfach, aber nicht mathematisch. Wir reden darüber, und wenn der Kameramann einen besseren Vorschlag hat - manchmal kommen sie mit grossartigen Vorschlägen -, dann machen wir es so. Aber man kann da nicht wie ein Feldwebel auftreten und Befehle ausspucken: "Kamera 1 hierher, Kamera 2 dorthin. Los!" Das ist alles eine Frage des Geschmacks und des gegenseitigen Vertrauens. Es ist vor allem sehr wichtig, dass der Kameramann genau weiss, welche Atmosphäre der Film haben muss. Das darf er nie vergessen, sonst kann es passieren, dass die Fotografie plötzlich umkippt in eine falsche Stimmung. Und wenn ich einen neuen Kameramann brauche, dann schaue ich mir vier, fünf Filme an, die er gemacht hat, spreche mit ihm darüber, und dann sehe ich sofort, ob er versteht, was ich für wichtig halte.

F: Es gibt in Ihren Filmen manchmal sehr lange Einstellungen, wo Sie die Kamera minutenlang nicht bewegen.

W: Das Entscheidende ist doch, dass man interessante Charaktere hat und gute Szenen, in denen die Charaktere sich entwickeln können. Das Wichtige muss zum richtigen Zeitpunkt im Vordergrund sein. Das ist trotzdem nicht statisch, es ist ja Bewegung da, aber die ist in der Szene drin, also nicht eine Bewegung der Kamera, nicht irgendeine überflüssige Hektik. Besonders Regisseure, die gerade zu inszenieren anfangen, oder diese Leute, die aus New York kommen, vom Theater, die setzen sich auf den Dolly und fahren nur noch in der Gegend herum oder sie schwenken andauernd. Das macht einen doch nur nervös. Für mich ist das immer nur ein Ablenkungs-

manöver: in Wirklichkeit haben diese Leute einfach kein Vertrauen in ihre Szenen. Ein Mann, der Schwenks wirklich gehasst hat, das war der John Ford, einer der ganz Grossen. Aber in STAGECOACH, wenn die Kutsche in der Totalen durch dieses Tal fährt und ganz langsam immer näher kommt, schwenkt die Kamera plötzlich zur Seite, und da ist der Kopf des Indianers im Bild – der einzige Schwenk im ganzen Film, aber was für eine dramatische Sache. Alle diese Dinge – Schwenks, Fahrten, Grossaufnahmen –, das sind sehr wertvolle Mittel. Man darf sie nur nicht zu oft einsetzen, sonst verlieren sie ihre Wirkung.

F: Es gibt, abgesehen von den Co-Autoren Brackett und Diamond, zwei Mitarbeiter, deren Namen im Zusammenhang mit Ihren Filmen am häufigsten auftauchen: Doane Harrison und Alexander Trauner.

W: Doane Harrison, der war von Anfang an mit dabei, schon bei der Paramount. Da war er Cutter, und nat'ürlich hat er mir sehr geholfen, weil ich am Anfang noch etwas holprig war mit der Kamera. Später hat er meine Filme dann mitproduziert. Er war einer meiner intimsten Mitarbeiter, bis zu seinem Tode.

F: Und Trauner hat für Sie unter anderem die eindrucksvollen Sets gebaut von IRMA LA DOUCE und THE APARTMENT.

W: Das haben wir gemacht, weil man im Studio einfach mehr Kontrolle hatte als on location. Den Trauner habe ich kennengelernt in Paris, als wir den Lindbergh-Film drehten. Er kam da eines Tages zu den Aufnahmen von Lindberghs Landung in Le Bourget, und dann habe ich ihn nach Amerika gebracht. Ich kannte natürlich seinen Namen, weil er doch einer der ganz grossen Filmarchitekten war, der schon mit Meerson gearbeitet hatte. LES ENFANTS DU PARADIS hat er gemacht und QUAI DES BRUMES. Immer wenn ich einen Film drehe, hier oder in Europa, versuche ich, den Trauner zu bekommen. Er ist einfach der Beste. Und wenn er nicht mit mir arbeitet, arbeitet er zuerst immer für den Losey.

F: Wie sehen Sie als Drehbuchautor, Regisseur und Produzent den Ansatz der Autorentheorie, die ja dem Regisseur den entscheidenden Anteil an einem Film zuschreibt und die vor allem bei Drehbuchautoren auf heftigen Widerstand gestossen ist?

W: Weil ich als Drehbuchautor angefangen habe, weiss ich natürlich genau, wie wahnsinnig wichtig das ist, was man da auf dem Papier stehen hat. Man fängt ja an mit einem leeren Blatt. Man hat eine Idee, ein Thema, und das muss man dramatisieren. Man kann ja nicht einfach drauflosschreiben und hinterher sehen: "Was ist nun das Thema des Ganzen?" Das Drehbuch, das ist also Nummer Eins. Aber dann kommt der Regisseur. Wenn man anfängt zu drehen, ist es wichtig, dass zwei Augen den Film sehen und nicht sechs, dass da ein Kopf die Entscheidungen trifft: so ist die Szene jetzt richtig, das nehmen wir, das wird kopiert. Und das ist eben die Rolle des Regisseurs und nicht des Drehbuchautors. Deshalb ist doch im Film der Regisseur entscheidender als im Theater. Da kann man immer noch etwas verändern, von Aufführung zu Aufführung. Aber im Film ist es ja da, für immer. Man kann kein Gesetz daraus machen: In manchen Fällen ist der Produzent der Autor; Selznick zum Beispiel war ein sehr starker Produzent, der hat seinen Regisseuren immer wieder gesagt: "Das machst du nochmal!", bis es ihm ge-

fallen hat – also war er der Autor. Oder nehmen wir einen Stückeschreiber wie den Neil Simon, den ich sehr bewundere: der ist ständig bei den Dreharbeiten dabei, und wenn seine Stücke und Drehbücher verfilmt werden, dann ist er der Autor. Und in den meisten Fällen ist natürlich der Regisseur der Autor. Ich habe Verständnis dafür, dass die Drehbuchautoren sich beleidigt fühlen, wenn man die guten Sachen allein den Regisseuren zuschlägt. Aber für mich ist das nie ein Problem gewesen. Wenn ein Film erfolgreich ist, dann steckt doch genug Ruhm für alle dadrin. Da muss man sich doch nicht aufspielen: Das war mein Film, das war mein Drehbuch! Es war unser Film, und damit basta.

Auszüge aus einem Gespräch,
das Heinz-Gerd Rasner und Reinhard Wulf führten

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags, auszugsweise nachgedruckt aus: Sinyard/
Turner "Billy Wilders Filme", Volker Spiess Verlag, Berlin 1980.

Gelesen

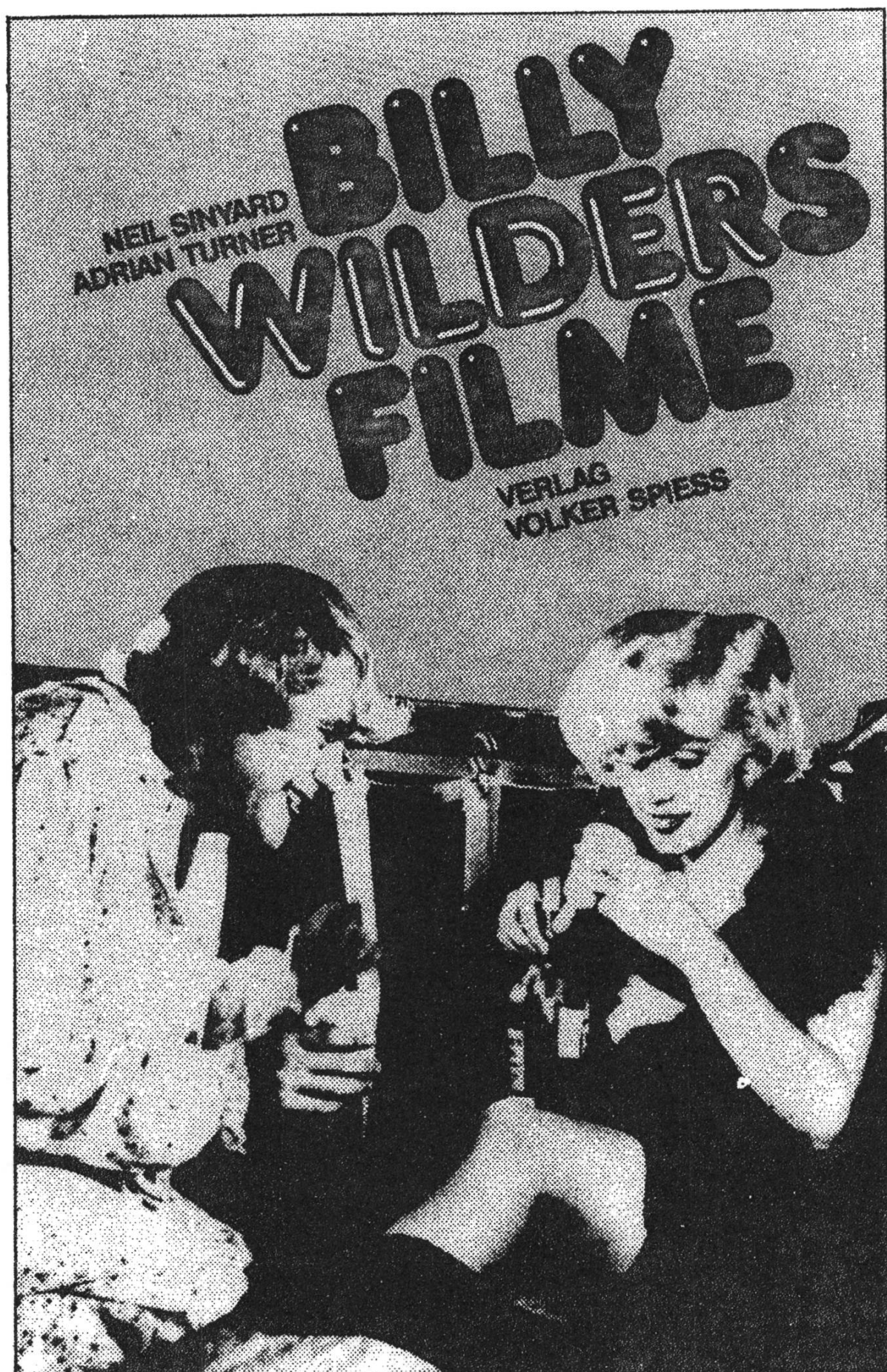
NEUERSCHEINUNG ZUM THEMA

BILLY WILDERS FILME

Im Mittelpunkt der Monografie steht die gründliche Untersuchung der amerikanischen Filme von Billy Wilder durch die beiden englischen Autoren Neil Sinyard und Adrian Turner. Ihr Buch, "Journey Down Sunset Boulevard" im Herbst 1979 in England erschienen und nun ins Deutsche übersetzt, lenkt die Aufmerksamkeit auf Themen und Motive, die in Wilders Filmen über die Jahrzehnte hinweg immer wiederkehren und den Zusammenhang im scheinbar disparaten Werk dieses Autors und Regisseurs herstellen.

Zusätzlich enthält die deutsche Ausgabe des Buches: ein ausführliches Interview, das Heinz-Gerd Rasner und Reinhard Wulf im Dezember 1979 mit Billy Wilder in Beverly Hills geführt haben; Kommentare zu den deutschen Filmen, für die Billy Wilder das Drehbuch geschrieben hat; eine kurze Biografie; die erste vollständige Filmografie der Filme, an denen Wilder beteiligt war (mit allen Credits); eine Bibliografie (von Frank Arnold) mit Hinweisen auf Bücher, Zeitschriftenartikel, Interviews und Kritiken zu den Filmen.

Das Buch, das zur Wilder-Retrospektive an den Berliner Filmfestspielen dieses Jahres erschienen ist, schliesst im deutschsprachigen Bereich endlich ei-



Erhältlich bei Filmbuchhandlung Hans Rohr, Oberdorfstr. 5, Zürich

ne Lücke, ganz einfach, weil es bisher noch keine grössere Publikation zu Billy Wilder gab. Aber auch international darf das Buch – zusammen mit dem englischen Original – wohl ruhig als die bedeutenste, gewissenhafteste und umfassendste Auseinandersetzung mit dem Werk Wilders bezeichnet werden.

Wer sich näher mit Billy Wilder auseinandersetzen will, wird in Zukunft nicht um diese Publikation, die zu einem vergleichsweise günstigen Preis auf den Markt gekommen ist, herumkommen.

*

"Billy Wilders Filme" ist aber auch ein sehr gutes Beispiel dafür, wie die intensive Beschäftigung mit dem Werk eines Regisseurs nach und nach Zusammenhänge erschliessen kann, die auf den ersten Blick nicht sichtbar waren. "Gerade die Werkanalyse von Sinyard und Turner erbringt", wie Dr. Martin Schlappner in der NZZ schrieb, "nicht nur für den Leser, der es vorher nicht anders gewusst hat, den Beweis, in welchem Mass das Werk Wilders PERSÖNLICHER AUSDRUCK EINES KÜNSTLERS – selbst im Rahmen einer kommerziellen Kinoproduktion – ist." Und eben nicht nur "Broterwerb in der Filmfabrik". Die beiden englischen Autoren erheben den Anspruch "seriöse Filmkritik – als eine Kritik, die in ihrem analytischen Anspruch über den kompetenten, kurzgefassten Filmjournalismus hinausgeht – " zu schreiben. Damit dass sie diesen Anspruch einlösen, geben sie auch ein Beispiel dafür, wie das etwa aussehen kann. Mit Zitaten ist das allerdings nicht deutlich genug zu belegen, man muss schon mindestens die volle Länge einer Filmbesprechung, die jeweils ein Unterkapitel ausmacht, lesen, um zu sehen, was das heisst – besser noch, selbstverständlich, das ganze Buch, weil sich natürlich auch erst hier die vollen Zusammenhänge erschliessen.

*

Das Buch ist in einer einfachen Sprache geschrieben. Für denjenigen Leser, der sich ein wenig bei den Filmen Wilders auskennt, dürfte es sich "spannend wie ein Roman" lesen. Für die andern Leser dürfte die Detailfülle zunächst erschwerend sein und einige Konzentration beim Lesen erfordern – das gelegentliche Nachschlagen der vorzüglich editierten Credits im Anhang dürfte aber auch diese Schwierigkeit in Grenzen halten. Mit Gewinn zu lesen ist das im Volker Spiess Verlag erschienene Buch in jedem Fall.

*

Voraussetzung, dass solche Bücher erscheinen – und damit auch geschrieben werden können ist, dass sie gekauft und gelesen werden.

Das ist auch eine Frage des Zusammenhangs.

Weil wir dafür sind, dass solche Bücher erscheinen, dass solche intensive Auseinandersetzung mit Filmen möglich ist und vermehrt (auch im deutschsprachigen Bereich) möglich wird, empfehlen wir – für einmal – den Kauf dieses Buches wärmstens.

Walt R. Vian

"BILLY WILDER FILME" von Neil Sinyard und Adrian Turner mit Beiträgen von Heinz-Gerd Rasner, Reinhard Wulf, Frank Arnold und einem Interview mit Billy Wilder. 512 S. 80 Abb., Pb., DM 36.--, Verlag: Volker Spiess, Berlin. Zu beziehen durch den Buchhandel.

KLEINE FILMOGRAFIE

Geboren am 22. Juni 1906 in Sucha, Provinz Galizien, Oesterreich (heute Polen) als Samuel Wilder. Rufname Billie. Gymnasium in Wien. Um 1926 als freier Mitarbeiter zahlreicher Tageszeitungen und als Ghostwriter verschiedener Stummfilmautoren tätig in Berlin. Erste Nennung als Drehbuchautor beim Stummfilm DER TEUFELSREPORTER (1929). Laufbahn als professioneller Drehbuchautor nach dem mit Freunden realisierten MENSCHEN AM SONNTAG (1930, R: Robert Siodmak/E.G.Ulmer). 1933 Flucht nach Paris. Erste Filmregie. 1934 Emigration nach Amerika, ab 1939 amerikanischer Staatsbürger. 1936 Vertrag mit Paramount Pictures und Beginn der Zusammenarbeit mit Charles Brackett. Wilder schreibt sich jetzt Billy. 1942 erste Regie in Hollywood – wo er auch heute noch lebt.

SPIELFILME ALS REGISSEUR

Mitarbeit am Drehbuch Wilder und

1934 MAUVAISE GRAINE	Lustig/Kolpe
1942 THE MAJOR AND THE MINOR	Brackett
1943 FIVE GRAVES TO CAIRO	Brackett
1944 DOUBLE INDEMNITY	Chandler
1945 THE LOST WEEKEND	Brackett
1948 THE EMPEROR WALTZ	Brackett
1948 A FOREIGN AFFAIR	Brackett/Breen
1950 SUNSET BOULEVARD	Brackett/Marsmahn
1951 ACE IN THE HOLE/BIG CARNIVAL	Samuels/Newman
1953 STALAG 17	Blum
1954 SABRINA	Taylor/Lehman
1955 THE SEVEN YEAR ITCH	Axelrod
1957 THE SPIRIT OF ST. LOUIS	Mayers/Lederer
1957 LOVE IN THE AFTERNOON	Diamond
1958 WITNESS FOR THE PROSECUTION	Diamond
1959 SOME LIKE IT HOT	Diamond
1960 THE APARTMENT	Diamond
1961 ONE, TWO, THREE	Diamond
1963 IRMA LA DOUCE	Diamond
1964 KISS ME, STUPID	Diamond
1966 THE FORTUNE COOKIE	Diamond
1970 THE PRIVATE LIFE OF SHERLOCK HOLMES	Diamond
1972 AVANTI!	Diamond
1974 THE FRONT PAGE	Diamond
1978 FEDORA	Diamond

Drehbücher unter andern für die Filme:

BLUE BEARD'S EIGHT WIFE, Ernst Lubitsch (1938), MIDNIGHT, Mitchell Leisen (1939), NINOTCHKA, Ernst Lubitsch (1939), BALL OF FIRE, Howard Hawks (1941).

MICHELANGELO ANTONIONI:

IL MISTERO DI OBERWALD

oder DAS GEHEIMNIS DER RAI

Das Fernseh'n hilft nicht mehr nur die Speisen zu finanzieren, es liefert das Kochgeschirr gleich mit dazu. Im kulinarischen Einstieg mag jene, preislich untragbar gewordene, venezianische Küche kompensiert werden, die dieses Jahr die Mägen auf der Lidoinsel höher knurren liess. Venedig hat seine Mostra mit dem gesamten Löwengebrüll wieder und macht - unter anderem - auf einen Schlag deutlich, mit was für Filmen der Kinogänger zunehmend zu rechnen haben wird. Nicht etwa nur, dass irgendeine TV-Anstalt den Nachspann jedes zweiten Filmes dominiert, nein, das wäre ja wirklich nichts Neues. Elektronik ist jetzt in, denn - so Meister ANTONIONI - "das Fernseh'n ist eine Realität, an der man nicht vorbeigehen darf." In Venedig nicht vorbeigehen kann. Die RAI (Radiotelevision Italiana) hat an nicht weniger als 16 an der Mostra gezeigten Produktionen mitgewirkt; bei einer tat sie es mit besonders viel (Eigen-) Interesse: IL MISTERO DI OBERWALD von eben Michelangelo Antonioni. Sein neuester Film ist denn auch klar von Form und Gestaltung her interessant - und darin bestätigt er sich, wie immer, überzeugend.

Inhaltlich bleibt Antonioni mit Cocteau, dem Autor des zugrundeliegenden Theaterstückes, weit vor 1948 stehen, jenem Jahr, in dem dieser selbst sein L'AIGLE A DEUX TETES mit Jean Marais und Edwige Feuillère filmmelodramatisierend in Szene gesetzt hat. Die Geschichte berichtet von einer Königin, die mit ansehen musste, wie ihr eben angetrauter König kurz nach der Hochzeit umgebracht wurde. Vom Unglück und allgemeiner Lustlosigkeit gejagt, zieht sie nun von einem Schloss zum andern - bis eines stürmischen Abends Sebastian, ein junger Anarcho-Poet, in die Gemächer der Jung-Witwe eindringt, sie umzubringen. Der Unglückliche gleicht aber dem verschiedenen König derart, dass man sich sogleich gegenseitig verliebt, viel erzählt und schliesslich - als beste aller möglichen Lösungen - den gemeinsamen Tod wählt.

Die Länge des Filmes machte schon bei Cocteau die wortreich ausgelebte Passion aus, bei Antonioni ist das keineswegs anders. Die wesentlichen Unterschiede finden sich zuerst einmal auf rein äusserlicher Ebene: IL MISTERO DI OBERWALD ist farbig - und wie! -, und Antonioni ist im Gegensatz zu Cocteau zwischendurch zur Auflockerung auch mal ins Freie gegangen. Dass er einiges an Dialogpartien gestrichen hat, kommt seinem Film nur zugute, der ganz klar deklariert ist als EXPERIMENT, als SPIEL sogar. Als solches ist er denn auch interessant und von Bedeutung, denn die Folgen dürften nicht allzu lange auf sich warten lassen. Ob die allgemeine Faszination,

ausgelöst durch konsequenteste Verwendung neuester Elektronik, allerdings nicht bald grosser Ernüchterung Platz machen wird, bleibt vorderhand offen. Die RAI jedenfalls will den eingeschlagenen Video-Weg fortsetzen, was nichts anderes heisst, als dass sie inskünftig zahlreiche Produktionen in diesem kostensparenden Verfahren verwirklichen wird. Sie gibt - mit Antonioni übrigens - dem herkömmlichen Kinofilm noch runde zehn Jahre Bedeutung...

WAS ABER IST NEU?

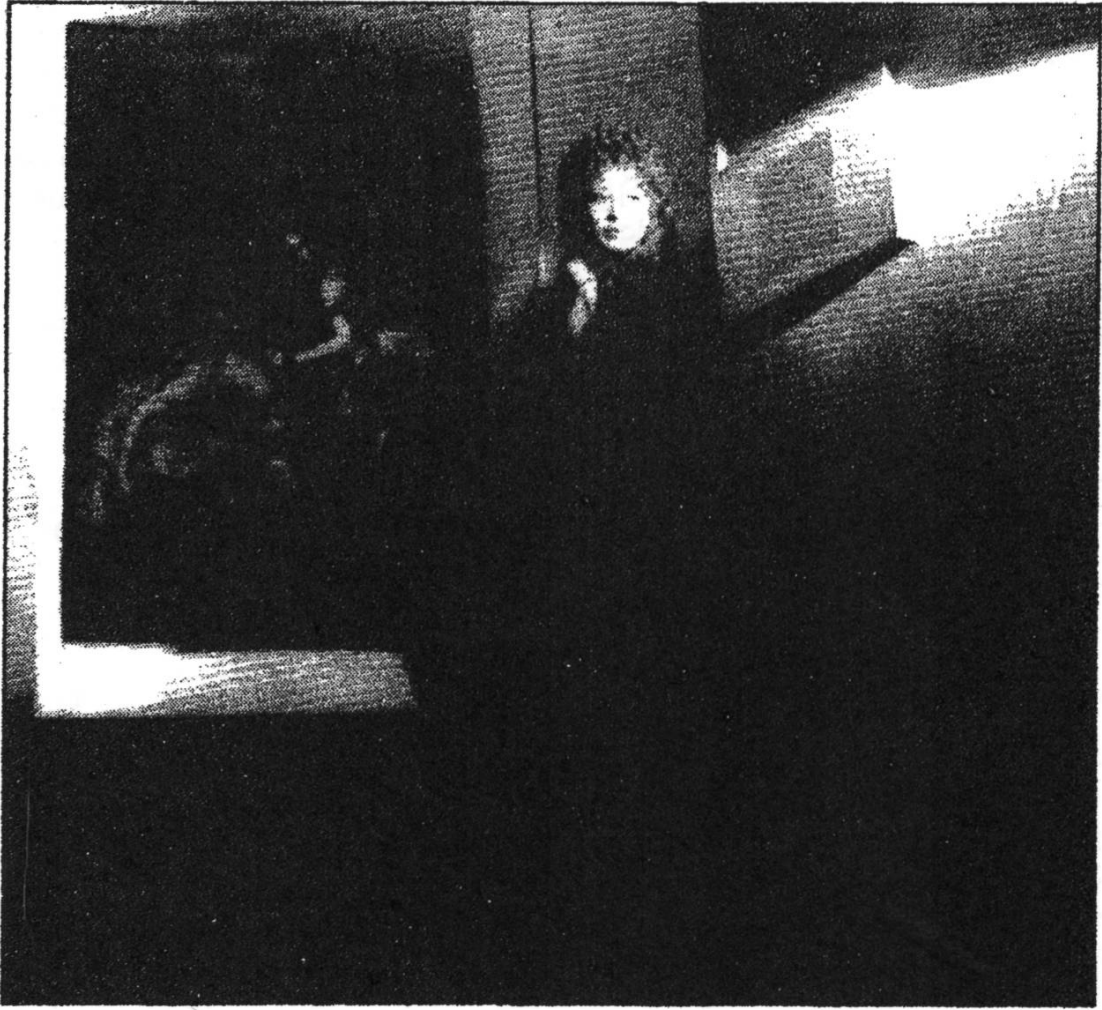
Cocteau hatte 1948, als seine Eigenverfilmung von L'AIGLE A DEUX TETES herauskam, geschrieben, dass - vorausgesetzt das Kino sei eine Kunst - "man jedem Film ein Problem stellen muss" und dann versuchen soll, dieses zu lösen. Antonioni ist nicht von selbst auf die Idee gekommen, IL MISTERO DI OBERWALD zu realisieren. Die RAI hat ihm das Angebot gemacht, einen Film herzustellen, für den er alle technischen Mittel der elektronischen Produktion verwenden konnte. Er hat das Angebot angenommen, weil er glaubt, dass "die ELEKTRONIK, DIE ZUKUNFT DES KINOS darstellt", und er seit Jahren schon einen Film mit der Telekamera realisieren wollte. "Es war keine Wahl, es war ein Zufall."

Ein Problem zwischen Kino- und Fernsehsprache bestand für Antonioni nicht. Dennoch hat er von Anfang an zwei verschiedene Versionen gedreht, eine für die künftige Kinoauswertung und eine zweite fürs Fernsehen. Beide sind sich gleich in der Aufnahmetechnik: VIDEO. Unterschiede bestehen teilweise im Einsatz der Farbe, als Ausdrucksmittel der Gefühlsebene, in der Montage, die er in der Fernsehversion dem quadratischeren Bildschirm ebenso angepasst hat, wie gewisse Kamerabewegungen. Die Video-Montage geschah zudem nicht wie üblich direkt, sondern in konventioneller Art am Schneidetisch. "Es wurden aber nicht einzelne Filmstücke aneinandergeklebt", so Antonioni, "sondern von den Technikern Knöpfe gedrückt und Computer in Bewegung gebracht, die die jeweiligen Einstellungen aneinanderhängten." Was er denn bei dieser Arbeit auch vermisste, war der "SKIN-TOUCHE", den taktilen Bezug zum Material: "Ich weiss nicht, ob ich mit Video je wieder einen persönlichen Film machen kann."

Beim Drehen selbst brachte die Verwendung elektronischer Apparaturen sowohl für ihn als Regisseur, wie auch für die Darsteller Vorteile. Antonioni konnte seine Anweisungen an die Kameramänner aus dem Monitorraum via Kopfhörer weitergeben, und die Darsteller - so Monika Vitti - "fühlten sich durch die physische Abwesenheit des Regisseurs freier im Spiel." Der Film wurde so während den Dreharbeiten geschrieben, an den Monitoren im Regieraum, und wesentlich bei der abschliessenden Montage.

ANTONIONI UND DIE FARBEN

"Die Realität muss vergewaltigt werden, wie sie mit Schwarz/Weiss einst vergewaltigt worden ist." (Antonioni) Bis heute musste Antonioni dazu Landschaften und Szenerien einfärben, um so der inneren Gefühlswelt zu Aeusserlichkeit zu verhelfen. Jetzt bediente er sich der Elektronik: "Das elektronische System ist sehr stimulierend. Am Anfang erscheint es als ein Spiel. Man



setzt dich vor eine Konsole voller Knöpfe, mit denen du Farben hinzugeben oder wegnehmen kannst, Einfluss nimmst auf die Qualität und Beziehungen zwischen den einzelnen Farbtönen. Es lassen sich auch Effekte erreichen, die im normalen Kino unmöglich sind. Alles in allem merkst du schon bald, dass es sich hier nicht um ein Spiel handelt, als vielmehr um eine neue Art K i n o z u m a c h e n. Nicht Fernseh'n, Kino! Eine neue Art die Farbe endlich als erzählerisches, poetisches Mittel zu gebrauchen."

Mit Hilfe der Technik konnte Antonioni nun Landschaften nachträglich goldgelb übergiesen oder blutrot eingefärbt bevorstehendes Unheil kundtun lassen. Wenn die Königin (Monika Vitti) im Schloss das Fenster öffnet, so ergiesst sich ein saftigkühles Naturgrün ins Gemach, die Feuerstelle ist von roter Wärme umgeben und Polizeichef Föhn (Paolo Boncellì) erscheint in einer giftig violetten 'Wolke', die ihn und seine nächste Umgebung prägt.

"Diese Farben und Farbspiele sind rein gefühlsmässig entstanden, ihre Analyse wird später folgen. Fürs erste haben wir nur einmal gespielt."

Ob Antonioni allerdings recht hat, wenn er behauptet, die Kinoversion sei dichter, attraktiver als die fürs Fernseh'n, bezweifle ich. Mir wurde jedenfalls klar, dass das, was ich auf den (professionellen) Monitoren in Venedig zu sehen bekam, Fernseh'n war, wie ich es nicht kannte. Ein Zeile für Zeile durchkomponiertes Bild, Farben wie sie schlicht noch nicht da waren und ganz einfach Atmosphäre, die Fernsehfilmen normalerweise fehlt. Der auf 35-mm-Format umkopierte Videofilm - die Kinoversion - am Tag zuvor war nicht minder faszinierend vom Experimentellen her, doch sollten auch die Herren der RAI einsehen, dass die Umsetzung technisch NOCH NICHT GELOEST ist. Hier ist man auf die Stufe der Unnatürlichkeit von Farbfilmen aus der Anfangszeit zurückgekehrt (Stil Sovietcolor), vieles wirkt geradezu koloriert. Dass man das Ganze als reizvoll akzeptiert, liegt einzig und allein in der Person Antonionis, der sich dieser Mängel klar bewusst bediente und dem Handlungskitsch kongenialen Farbkitsch parallelsetzte. Sollten herkömmliche Produktionen aber inskünftig elektronisch abgedreht werden - und dass das kommt, ist ein offenes Geheimnis der RAI -, so ist ein QUALITATIVER RUECKSCHRITT zu erwarten, der die Kosten- und die weit weniger grossen Herstellungsvorteile nur in Glücksfällen wie hier überwiegt.

Walter Ruggle

DATEN ZUM FILM

Regie: Michelangelo Antonioni, Drehbuch: Antonioni und Tonino Guerra (nach Jean Cocteau's Drama: 'L'Aigle à deux Têtes'), Kamera: Luciano Tavoli, Dekor: Mischa Scandella, Kostüme: Vittoria Guaita, Farb- und Elektronikberatung: Franco De Leonardis, Video-Mixer: Antonio Giglio Fiorito, Elektro-Montage: Michelangelo Antonioni, Francesco Grandoni.

Darsteller: Monica Vitti (la Regina), Franco Branciaroli (Sebastian), Paolo Bonacelli (Conte di Föhn), Elisabetta Pozzi (Madamigella di Berg), Luigi Diberti (Duca di Willenstein), Amad Saha Alan (Tony).

Produktion: RAI, rete 2. Italia, 1980, Länge: 123 Min. (à 25 fts,) in zwei unterschiedlichen Versionen (Video + 35mm).

LOUIS MALLE:

ATLANTIC CITY**"YOU'RE ON THE MAP, AGAIN"**

In einem geradezu sinnlichen Akt wird eine Zitrone in Detailaufnahme zerschnitten. Mit dem ausgepressten Saft reibt sich eine schöne junge Frau den nackten Oberkörper ein, zu Klängen der "Costa Diva", eingetaucht in warmgetöntes Abendlicht. Die Kamera genießt dieses Bild, fährt langsam zurück vom Fenster über einen engen Hof, bis sie hinter der Gardine des Gegenübers innehält. Hier beobachtet ein älterer Mann in einer Mischung von Neugierde und Lust das beschriebene Tableau, an dessen rituellen Charakter er offensichtlich schon gewohnt ist, das in ihm aber Erinnerungen wachruft und jugendlich frischen Elan weckt. In diesen ersten Einstellungen, noch vor den Titeln, definiert Louis Malle die Dimensionen seines neuesten Filmes: In ATLANTIC CITY lösen sich zwei Generationen, zwei Welten ab. Eine alte wird zerstört, verdrängt, abgeschoben, und eine neue entsteht, sucht ihren Lebensraum. Während die alte Welt eine vergangene Zeit in ihren Träumen grösser werden lässt, als sie eigentlich war, versucht sich die neue in bewusster Abhängigkeit von der herrschenden Umwelt Freiräume zu schaffen, die noch immer brutal ge- und zerstört werden. Eigentlich könnten sie gar nicht zusammen kommen, und dennoch wachsen sie gemeinsam erstmals über sich selbst hinaus.

Atlantic City, eine Stadt zwischen New York und Philadelphia, wo sich Vergangenheit und Gegenwart begegnen, wo vor der 29er Krise im Zeitalter der Prohibition das Untergrundgeschäft auf Hochtouren blüht, die ehemalige Hauptstadt des Alkoholhandels, erfährt grundlegende Änderungen. Prägnante Bauten des Badekurortes stürzen ein, eine neue Stadt wird aufgebaut, Casinos schießen wie Pilze aus dem Boden. Ein "Las Vegas der Ostküste" entsteht, in dem die Spiele legal werden. Schon Bob Rafelson hatte 1972 die öd-pompöse Kulisse dieses Seebades als Hintergrund für seinen KING OF MARVIN GARDENS verwendet, eine Kulisse, die sich in Louis Malles ATLANTIC CITY nun äusserlich - und widerspiegelt in ihren Bewohnern - verändert. Ein Plakat, das mehrmals im Film auftaucht, verkündet in grossen Lettern: "Atlantic city you're on the map. Again". - Atlantic, du hast dir deinen angestammten Platz auf der Landkarte der Neuen Welt wieder zurückerobert, mit Casinos und ihren Spielen, deine Zukunft ist im Aufbau begriffen. Ein inzwischen in New York lebender Franzose Louis Malle, beobachtet diese Veränderungen - die über Atlantic hinausweisen - nicht ohne Melancholie.

Lou, meisterlich gegeben durch Burt Lancaster, ist der alte Mann hinter den Gardinen. Seine Freundin Grace (Kate Reid) lernte er als Betreuer anlässlich eines "Miss-Betty-Grable-Lookalike"-Wettbewerbs vor 'zig Jahren

kennen. Durch dick und (vorwiegend) dünn haben sie seit damals zusammengehalten. Sie bezeichnet ihn ironisch liebevoll "Mr. ten most wanted", und er schwärmt von alten Tagen: "I was in D and D" - Drink and Disorderly." Eine ganze Welt taucht in ihm wieder auf, als ihm ein Junge sagt, dass er seinen Namen in Las Vegas erfahren habe: "You heard about me in Vegas?" stellt er - schon gedankenabwesend - in altem Stolz fest. In Wirklichkeit war er niemand, einer von vielen, die für den Unterhaltungsboss Bugsy Siegal damals die Geschäfte ausführten, ein Mann, der mit dem alten Atlantic untergegangen ist, der sich nun, wenn auch nicht ungern, von der leicht hypochondrischen Grace aushalten lässt.

Auf der andern Seite steht Sally (Susan Sarandon, die als Mutter von PRETTY BABY Broke Shields schon einmal mit Malle gearbeitet hat), als Vertreterin einer Generation, die ihr Glück eigentlich ausserhalb der Zukunft Atlantics sucht, die Stadt lediglich als Startrampe für ein neues Leben benutzt. Sie träumt davon, einmal als Croupier nach Monaco fahren zu können, jenem Ort, "where that Kelly-Girl lives". Unterstützt wird sie dabei nicht uneigennützig von Joseph (Michel Piccoli), dem Leiter einer der zahllosen Croupier-Schulen, die sich in letzter Zeit hier etablieren konnten. Sally hatte vor Jahren Dave (Robert Joy) geheiratet, doch eigentlich nur, um aus ihrem provinziellen Heimatkauf Saskatchewan herauszukommen. Die Ehe scheiterte bald schon, ihre Schwester Chrissie (Hollis Mc Laren) übernahm den Mann, mit dem zusammen sie nun in Atlantic vorübergehend Zuflucht sucht.

Chrissie, ein verwelktes Blumenkinderkind, ist bei ihrer Ankunft im achten Monat schwanger, glaubt an Gurus und nicht an die Schwerkraft - der Grund, weshalb sie auch nie Sicherheitsgurten verwenden würde. Dave, ein zum Zufallsdealertum heruntergekommener Alternativer, will in Atlantic geklautes Cocain absetzen. Lou - und hier kommen die beiden grundverschiedenen Welten zusammen - soll ihm dabei behilflich sein, aber die Geschichte ist eigentlich für beide eine Nummer zu gross. Dave wird schon am Anfang umgebracht, und Lou erreicht unerwartet - da unerkannt - und sich selbst übertreffend doch noch den lang ersehnten Höhepunkt, auch wenn nun, niemand mehr - ausser Grace - ihm glauben wird. Ihn jedenfalls stärkt der Coup.

Mit ATLANTIC CITY hat Louis Malle ein grosses Stück besten Unterhaltungskinos geliefert, er ist zu einer Könnerschaft zurückgekehrt, die man spätestens nach LACOMBE LUCIEN doch etwas vermisste. Dem Franzosen gelingt hier jene Kombination von amerikanischem und europäischem Kino, die auf beiden Seiten des Atlantics in letzter Zeit immer wieder ohne grossen Erfolg angestrebt wurde. Seine "Komödie mit Charakter", wie er sie selbst (zurecht) bezeichnet, ist eine Begegnung der Nouvelle Vague mit dem Film Noir - und diese kann eigentlich nur in leiser Ironie ausfallen. Neben einem hervorragenden Drehbuch von John Guare, der meisterlichen Fotografie Richard Ciupkas und Michel Legrands Musik - auch Paul Anka darf noch einmal schnulzen: "Atlantic my old friend" -, stehen darstellerische Leistungen, die sich durchwegs sehen lassen. Mit Burt Lancaster als



(Möchtegern-aber-kann-nicht-)Ganoven und Vertreter der alten Zeit, Susan Sarandon, dem talentierten Nachwuchs, und Michel Piccoli, dem dazwischenstehenden und auf schauspielerischer Ebene verbindenden Franzosen, bringt Louis Malle ein altes Spiel der alten Welt in die neue. Der Franzose zeigt den Amerikanern, wo man sich filmisch treffen kann – wenn man will. ATLANTIC CITY ist ein Spass auf allen Ebenen, ein Film, der in Venedig diesen Herbst zurecht mit dem goldenen Löwen ausgezeichnet worden ist.

Walter Ruggie

DATEN ZUM FILM

Regie: Louis Malle, Drehbuch und Idee: John Guare, Kamera: Richard Ciupka, Kostüme: François Barbeau, Musik: Michel Legrand, Ton: Jean-Claude Laureux, Montage: Susanne Baron,

Darsteller: Burt Lancaster (Lou), Susan Sarandon (Sally), Michel Piccoli (Joseph), Kate Reid (Grace), Hollis Mc Laren (Chrissie), Robert Joy (Dave), Al Waxman (Alfie), Agnus Mac Innis (Vinnie), Moses Znaimer (Felix),

Produzent: Denis Heroux, Produktion: International Cinema Corporation, Frankreich/Canada, 1980, Format: 1:85, Dauer: 104 Min.

In den Kinos

STANLEY KUBRICK

THE SHINING

FORMALE WIEDERHOLUNGEN GESTALTEN UNHEIMLICHES

Schon die erste Einstellung saugt den Zuschauer förmlich in den Film hinein. Im Tiefflug scheint er selbst über die glatte Oberfläche des langgestreckten Bergsees zu gleiten. Die Musik erhöht die Suggestivkraft dieser Bilder noch und steigert die Erwartung auf die Geschichte, die da kommen wird.

Die Fahrt hinauf zum abgelegenen, aber riesengrossen Hotel wird wiederholt. Diesmal ist Torrance (Jack Nicholson) mit seiner Frau (Shelly Duvall) und dem etwa 5-jährigen Sohn unterwegs, um die Wartung des Touristenkomplex, der seinen Betrieb über die Wintermonate schliesst, zu übernehmen. Torrance hat den Posten, der nicht allzuviel Arbeit macht, angenommen, weil er hofft, in der verbleibenden Zeit, in dieser Abgeschiedenheit von der Aussenwelt, einen Roman zu schreiben.

Und diese Fahrt wird ein drittes Mal gemacht werden, wenn der vermeintliche Retter, herbeigerufen durch "shining", in einer Schneekatze im zugeschnittenen Gelände unterwegs ist.

Die formale Wiederholung und ihre dosierte Variation ist überhaupt das stärkste Stilelement in Kubricks neuem Film, welches das, etwa in der Führung der Schauspieler oder in mancher Farbgebung eher gewagte Werk letztlich doch in eine Einheit zwingt.

Wer sich allein an das Blut, das in einem gekönnnten special Effect aus den



Wänden flutet, und die wenigen Schock-Szenen halten muss, wird den in der Werbung auch als "die Flut des Terrors, die Amerika hinwegschwemmte" angepriesenen Film eher enttäuscht verlassen. Man braucht aber die Wiederholungen, die bis in einzelne Einstellungen und Einstellungsfolgen hineingehen, gar nicht unbedingt zu sehen – das aus ihnen hervorgehende, wie aus Ritzen dringende und sich einen Weg suchende Unheimliche zu ahnen und zu spüren, dürfte genügen.

Der Fahrt zum abgelegenen Overlook-Hotel entspricht die Fahrt des Jungen auf seinem Dreirad durch die endlosen Gänge: die Verwendung einer Steadicam (Beschreibung FILMBULLETIN 107, Seite 9), welche die fließenden Bewegungen "bringt", unterstreicht das noch im Atmosphärischen. Sogar das Teppichmuster in der Halle ist formale Entsprechung des Irrgartens. Die im Hintergrund der Halle sichtbare Treppe, auf der eine verängstigte Wendy sich mit einem Baseball-Schläger ihrem überreizten Mann vom Leibe halten wird: sie ist in der Totalen schon da, als Torrance an der Maschine seine Sätze schreibt, sie ist wieder da, als Wendy den einen, tausendfach wiederholten Satz "Nichts als Arbeit und kein Vergnügen machen aus Jack einen stumpfsinnigen Jungen" liest. Und natürlich: der Irrgarten, den Torrance im Modell überschaut, während Mutter und Sohn in ihm spazieren – und der dann die "Auflösung" bringt.

Der Zuschauer ahnt, durch entsprechende Hinweise dazu angehalten, natürlich sofort und gleich zu Beginn, dass mit dem Schauplatz der Geschichte was nicht stimmt. Er mag an Geister glauben, übernatürliche Kräfte am Werk sehen, oder bloss an Visionen eines in der Einsamkeit durchdrehenden Schriftstellers denken, die in den hellseherischen und telepathischen Fähigkeiten (was "shining" hier im übertragenen Sinn etwa bedeutet, wörtlich steht es sonst für: Licht aussenden oder reflektieren) eine gewisse Gegenkraft finden. Wichtiger als die Geschichte selbst aber ist die Stimmung, die Atmosphäre (die sie mitgestaltet).

Man mag den Film als eine böse Parabel auf den psychischen Zustand der Kleinfamilie in der Isolation lesen. Man mag einen im Untergang sich noch einmal aufbäumenden Patriarchen, der die Schwächeren, Frauen, Kinder, weniger privilegierte Minderheit terrorisiert, sehen – oder auch etwas anderes. Man mag über eine Zeit und den Zustand einer Welt, die solche Filme hervorbringt nachdenken – oder auch nicht. Kubrick aber zu unterstellen, dass er all die Anstrengungen – fünfzig Mal etwa liess er den Profi Nicholson einige Szenen spielen bis er zufrieden war – unternommen hat, bloss um den kommerziellen Erfolg zu finden, das ginge daneben. Walt R. Vian

Die wichtigsten DATEN ZUM FILM

Regie und Produktion: Stanley Kubrick. Drehbuch: Kubrick, Diane Johnson, nach einem Roman von Stephen King. Chef-Kameramann: John Alcott, Kamera: Kelvin Pike, James Devis. Production Designer: Roy Walker. Schnitt: Ray Lovejoy, Musik: ua. Bela Bartok, dirigiert von H. von Karajan.

Darsteller: Jack Nicholson (Jack Torrance), Shelly Duvall (Wendy Torrance), Danny Lloyd (Danny), Scatman Crothers (Hallorann), Barry Nelson (Ullman) ua.

Produktion in Association mit The Producer Circle Co. für Warner Bros, 1980, farbig, gefilmt mit Arriflex, Länge ca 120 Min. Verleih: Warner Bros.

EINE REISE WERT

VENEZIA - CITTA APERTA

"Die Wellen schlugen gegen die betonierte Wände des schmalen Kanals, der durch die Insel zum Hotel Excelsior gelegt ist. Ein automobiler Omnibus erwartete dort den Wiederkehrenden und führt ihn oberhalb des gekräuselten Meeres auf geradem Wege zum Bäder-Hotel." - Die Erholung, die Aschenbach in Thomas Manns "Tod in Venedig" auf der Lido-Insel suchte, ist heute kaum mehr zu finden. Vor allem im Spätsommer nicht, wenn im Excelsior (seit kurzem wiederum) hunderte von Journalisten mit kiloweise geliefertem Dokumentationsmaterial eingedeckt werden, sich ein paar kleine Sternchen von einer überdimensionierten Traube Paparazzis bis hinunter ans kaum mehr gekräuselte - bestenfalls noch gut geölte - Meer verfolgen lassen oder Glauber Rocha anlässlich der Pressekonferenz zu seinem doch recht misslungenen Film A IDADE DA TERRA die gesamte italienische Presse der Inkompetenz und des puren Faschismus bezichtigt, in einem Wort-Salve, das Seinesgleichen sucht. Dann nämlich brüllt der venezianische Löwe wieder; fürs erste hat er es diesen Sommer nicht zu laut, aber eindrucklich gemacht.

Die Mostra Internazionale del Cinema von Venedig ist - man weiss es - endgültig wieder aus ihrem (gesunden und empfehlenswerten) Regenerierungsschlaf erwacht. Auf Anhieb hat sie sich ihre Position im überbreiten Festivalfeld zurückerobert; wer da war, ist - wenn auch noch nicht vollumfänglich - begeistert zurückgekehrt. Irgendwo zwischen dem Einkaufszentrum Cannes und der Kulturmesse Berlin scheint sich Venedig einen Platz gemächlich einzurichten, der einiges an Attraktivität verspricht. Es tendiert in eine Richtung, die Berlin verloren hat, und weiss gleichzeitig (fast gänzlich) auf Dinge zu verzichten, die Cannes immer unmöglicher machen.

Durch seine echte Öffentlichkeit - im Gegensatz zurgewollten Berlins - steht Venedig heute schon über jenem ohnehin fragwürdigen Insider-Happening-Status, an dem die ortsansässige Bevölkerung bestenfalls über den Fiskus teilhaben kann. So hat man, neben den ohnehin mit grossem Anklang stattfindenden Projektionen für die Öffentlichkeit auf dem Lido, in Venedig und in den Arbeitervierteln von Mestre - sie sind teilweise sogar gratis - dieses Jahr den Versuch unternommen, einen Freipass für sogenannte "Culturali" zu schaffen, Jugendliche, die irgendwie (film-)kulturell tätig sind. Weit über tausend Interessenten aus dem In- und teilweise auch aus dem Ausland haben sich auf diese Weise Zugang zur Mostra verschaffen können und ihr nicht zuletzt einen recht lockernden Stempel aufgedrückt. Bleibt zum Schluss von einem "Wiederkehrenden" die Erwähnung einiger Titel, die irgendwie beeindruckten, auf die zu einem späteren Zeitpunkt, aus



O MEGALEXANDROS von Thodoros Anghelopulos

SANSHO DAYU von Kenji Mizoguchi



aktuellem Anlass eingegangen werden kann. Neben den in dieser Nummer bereits besprochenen neuen Filmen von Antonioni und Malle seien (vorläufig unbegründet) genannt: L'ALTRA DONNE, von Peter del Monte; O ME-GALEXANDROS, von Thodoros Anghelopulos; VOLTATI EUGENIO, von Luigi Comencini; der integrale LUDWIG, von Luchino Visconti; OXALA, von Antonio Vasconcelos (Portugal) oder PILGRIM, FAREWELL, von Michael Roemer (USA). Die Preise von Venedig schienen für einmal – welch eine Seltenheit – vollumfänglich berechtigt. Die Retro, mit 36 (!) repräsentativen Filmen aus dem Werk Kenji Mizoguchis: eine Perle.

Walter Ruggie

Gesehen und notiert

FILMTAGEBUCH ALOIS SCHMIDLIN

JOURNAL

"DER LAUFENDEN EREIGNISSE"

19. August: Den letzten Film DAS BROT DES BAECKERS des in der BRD arbeitenden Schweizers Erwin Keusch noch in guter Erinnerung habend, war ich gespannt auf seinen zweiten Spielfilm SO WEIT DAS AUGEN REICHT. Robert Lueg, ein junger schwerhöriger Masseur, spielt die Hauptrolle in einer ziemlich komplizierten Geschichte. Ein Börsenmakler, Richard Kuhl, erfährt in einem Telefongespräch, dass der Vater Luegs gestorben ist und seinem unehelichen Sohn, dessen Mutter ebenfalls tot ist, ein Riesenvermögen von 8,5 Millionen Dollar vererbt hat. Doch Robert weiss davon nichts. Kuhl beauftragt seinen geschäftlich erfolglosen Mitarbeiter Alexander Späh mit dem "heissen" Geschäft. Die Freundinnen Kuhls und Spähs werden ebenfalls für die Erbschaftssache eingespannt. Eine wilde Jagd nach den Millionen beginnt! Es dauert aber sehr lange – zu lange! – bis Robert entdeckt, dass ihm Uebles geschieht. "Diesem Hans im Glück muss man schon mit der Pistole vor der Nase herumschütteln, bis ihm dämmert, dass man ihm Böses will." (Urs Jenny in Der Spiegel, 1. September 1980) Mich störte, dass Roberts Schwerhörigkeit zur Dummheit und völligen Arglosigkeit verkommt. War dazu ein Fachberater für Gehörlose notwendig? Den Eindruck, dass Keusch mit diesem Film überfordert und das Ganze zu "dick" aufgetragen war, werde ich nicht los.

20. August: Monty Python's LIFE OF BRIAN. Der neue Film der Monty Python, einer sechsköpfigen englischen Komikertruppe, macht sich über Eingebore-

ne und römische Besatzer in Judäa lustig. Einen Bergpredigervers "Selig sind die Käser", kann ich weder für einen guten Gag, noch für blasphemisch halten. Als missglückt empfand ich diese Filmparodie von Anfang bis Ende.

31. August: Bei meinem Hollandurlaub hatte der Erstlingsspielfilm **BREAKING GLASS** von Brian Gibson in Utrecht niederländische Premiere. Berichtet wird von der New-Wave-Gruppe **BREAKING GLASS**, die sich um die junge talentierte und zornige Sängerin Kate bildet. Die New-Wave Musik ist eine Mischung von Rock, Punk, Jazz und Folklore. Dieser neue Musikfilm hinterliess in mir vor allem wegen seiner fehlenden deutlichen Kritik am Geschäft mit Kates Musik, an den sozialen und politischen Zuständen, die die New-Wave-Musik angreifen will, einen zwiespältigen Eindruck. "Die Wende zum Guten, das Happy-End schliesslich, lässt die Frage aufkommen, ob **BREAKING GLASS** eben nicht bloss auch eine Art von Vermarktung von Kates Musik darstellt." (Der Bund, 4. September 1980)

2. September: Mit Freude las ich heute in der Zeitung die Berichte und Kommentare über den Sieg der streikenden polnischen Arbeiter. Ein "ganz anderer" Streik, der Streik der amerikanischen Schauspieler aus Film und Fernsehen tritt in seine siebte Woche mit wenig Aussicht auf ein baldiges Ende. "Die beiden Gewerkschaften 'Screen Actors Guild' und 'American Federation of TV and Radio Artists' sind entschlossen, ihre Mitglieder in grösserem Mass als bisher an Gewinnen aus dem mit Werbung finanzierten Fernsehen, am Videogeschäft und an Filmproduktionen zu beteiligen und fordern sechs Prozent Tantiemen. Der Produzentenverband bietet aber nur 3,6 Prozent mit der Einschränkung, dass der Film oder die Show länger als zwei Jahre läuft. Fast 90 Prozent der den Gewerkschaften zugehörigen Schauspieler verdienen weniger als tausend Dollar im Monat, und Henry Winkler, seit 'Happy Days' gut bezahlt, meint: "Wenn wir dies jetzt nicht durchfechten, werden wir nie unser Recht bekommen!" (Walter Pfeffle, in Der Tagesspiegel, 2. September 1980)

4. September: Der Film, **ICH, TOM HORN**, basiert auf den letzten Lebensjahren des legendären und gefürchteten Kopfhängers Tom Horn (1861 - 1963). Tom Horn wird von wohlhabenden Farmern als Weidetektiv angestellt, um dem Pferdediebstahl ein Ende zu bereiten. Dieser Aufgabe entledigt er sich, indem er die Diebe mit seinem Gewehr einfach hinwegsetzt. Trotz, oder gerade wegen diesem Erfolg, nimmt er ein Ende. "Er scheitert an einer Welt, deren komplizierte Strukturen er nicht mehr begreifen kann. Man klagt ihn des Mordes an einem Jungen an. Wiards Film legt die Ueberzeugung nahe, dass dies zu Unrecht geschah, doch er mag sich nicht verteidigen, sich nicht mit den Verdriesslichkeiten juristischer Normen auseinandersetzen, wohl ahnend, dass er so oder so am Ende ist. Einmal flieht er, all seine Erfahrung nutzend, aus dem Gefängnis, zielloos läuft er in die Weite der Landschaft, lässt sich letztlich wieder einfangen, weil er nichts mehr findet, das anders wäre als die Welt, aus der er entflohen ist. Schliesslich lässt er sich gelassen hängen, wissend, dass er in einem tieferen Sinne schon längst gestorben ist.

Dies alles zeigt William Wiard mit der denkbar grössten Lakonie, ohne falsches Pathos, ohne Schwelgen in elegischen Bildern. Die Welt ist, wie sie ist. Das Rad der Geschichte kann nicht zurückgedreht werden, doch das Kino ist der Fluchtort, wo der Mensch seine Trauer darüber bekennen kann." (Michael Schwarze in Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. August 1980)

5. September: MARATHON MAN (1976) von John Schlesinger gesehen. Dustin Hoffmanns gute schauspielerische Fähigkeiten – für mich besonders in THE GRADUATE, MIDNIGHT COWBOY und KRAMER VS KRAMER deutlich – kamen in diesem oberflächlichen Thriller nicht zum Zuge.

6. September: In der tränengasverseuchten Stadt fand ich Unterschlupf im Kino Alba, wo das "Filmpodium der Stadt Zürich" vorübergehend ebenfalls Unterschlupf gefunden hat. Der schlagfertige Witz und die humorvolle Selbstdarstellung von Mae West in MY LITTLE CHICKADEE gefielen mir gut.

9. September: Wirklichkeit und Spielfilm trafen für mich heute zusammen. In einer Zürcher Zeitung las ich die folgenden Sätze der Anwältin Doris Farner. "Ich kämpfe für etwas Gerechtigkeit, schliesslich muss unser Rechtsstaat an den eigenen Ansprüchen behaftet werden. Schon bei der Ausbildung und danach, in den ersten Jahren der Praxis, musste ich erkennen, dass man um das 'Recht' regelrecht kämpfen muss, dass 'es' nicht einfach besteht." Als ich AND JUSTICE FOR ALL von Norman Jewison sah, dachte ich an diese beiden Sätze der Verteidigerin, die im Prozess gegen Clemens Wagner ihre Arbeit leistet. Al Pacino kämpft ebenfalls für Gerechtigkeit. Er verteidigt gesellschaftliche Aussenseiter (Transvestiten, Schwarze u.a), die aus irgendwelchen Gründen ins kriminelle Abseits geraten sind. Mit viel Idealismus wehrt er sich gegen die Richter, die jeden Gesetzesbuchstaben wörtlich erfüllen wollen und gegen all jene Ankläger, die sich einen Deut um das Wohlbefinden der Straftäter zu kümmern scheinen. Da die Bösewichte, die Richter, dort die um Menschlichkeit und Gerechtigkeit kämpfenden und ringenden Verteidiger. Doch diese Menschlichkeit fiel für mich zusammen, als der junge Anwalt aus blosser Rachsucht und um seiner Karriere willen, zum Verteidiger seines richterlichen Erzfeindes wird und ihm einen Denkkzettel verpasst. Norman Jewisons Abrechnung erschöpft sich wie Corinne Schelbert schreibt "im emotionsgeladenen Protest". Und damit, – ohne tiefgehende Analyse und solidarisches Handeln – davon bin ich überzeugt, platzt die Kritik am Justizsystem und an ungerechten Zuständen wie eine grosse Seifenblase.

11. September: THE LONG RIDERS. Zwei Zitate scheinen mir wichtig für den neuen Western von Walter Hill. "Hollywood hat wieder sein Interesse fürs Western-Genre entdeckt. Im gleichen Masse, in dem die politischen und die volkswirtschaftlichen Zustände an Ueberschaubarkeit verlieren, wächst wohl die Bereitschaft, sich auf eine Vergangenheit einzulassen, in der das Individuum nicht gar so stark gesellschaftlichen Normierungen unterworfen und Freiheit noch ein anschaulicher Begriff war." (Jörg Bundschuh in Süddeutsche Zeitung, 5. August 1980) Und der Schauspieler und Hauptdarsteller Stacy Keach: "Western ist die Phantasie der Freiheit und ist

ein gutes Stück vom 'Amerikanischen Traum'. Der Western steht im Bewusstsein der Amerikaner für Selbstbestimmung, steht für ein Land, in dem sich jeder bewähren muss, in dem jeder sein Schicksal aber auch in die eigene Hand nehmen kann." (Cinema, August 1980) Der amerikanische Regisseur Walter Hill erzählt in THE WARRIORS (1979) die Geschichte einer New Yorker Strassenbande, die Gewalt ausübt und daran zugrunde geht. Dasselbe Thema behandelt sein neuester Film THE LONG RIDERS. Dieser Begriff bezeichnet Bankräuber auf der Flucht. Die Brüder Frank und Jesse James zusammen mit den Younger- und Miller-Brüdern verüben nach dem amerikanischen Bürgerkrieg viele Ueberfälle auf Banken, Eisenbahnen und Postkutschen. Der Ueberfall auf die Northfield Bank in Minnesota wird für die Gang zurblutigen Katastrophe. Die ausgedehnte Schiesserei, bei der Menschen und Pferde in Zeitlupe stürzen und am ganzen Körper bluten, erinnert an die Brutalität von THE WILD BUNCH, von Sam Peckinpah (Walter Hill hat für Peckinpah Drehbücher geschrieben.) Mich stört diese Aesthetisierung von Gewalt. BONG RIEDERS gehört, wie Hans P. Häberli schreibt, "in seiner sachlichen, nüchternen Atmosphäre zum Genre eines neuen Westerns, der jedes falsche Pathos vermeidet und dafür die historischen Figuren als glaubwürdige, weil widersprüchliche und gebrochene Menschen erscheinen lässt." (Züri Leu 23.8.80)

15. September: ARSENIC AND OLD LACE. Voller Witz und Humor schildert Capra die aussergewöhnlich spannende Geschichte der vielen Leichen, von denen keine je im Bild erscheint. Die Filmdauer beträgt 116 Minuten. In 4 Minuten sollten die Zuschauer den Saal räumen, damit die Wartenden ihre Plätze einnehmen können. Bei einem grossen Publikum ist dies natürlich nicht möglich. So verpassten viele - zu denen auch ich gehörte - den Film-anfang.

18. September: Greta Garbo wird heute 75 Jahre alt. In 23 Filmen hat sie Hauptrollen gespielt. "Greta Garbos Filmlaufbahn fiel in eine Zeit, wo die Erotik noch nicht dem Sichausziehen und der Nacktheit gleichgesetzt wurde. Dass die Menschen 'Die Göttliche' denn doch als göttlich ansahen, zeugt, neben anderen Dingen, von ihrer Kunst. Es gibt zum Beispiel eine Szene in QUEEN CHRISTINA wo die Monarchin Abschied nimmt von der Heimat, um nach Spanien zu gehen." Sie berührt, sie streichelt einzelne Möbelstücke ihres bisherigen Palasts, und ruft damit erotische Gefühle hervor als handle es sich um Berührung von Mensch zu Mensch." (Bedrich Rohan in Volksrecht, 17. September 1980)

23. September: Vom tschechischen Regisseur Milos Forman kannte ich bisher nur seine beiden Filme TAKING OFF (1971) und ONE FLEW OVER THE CUCKOO'S NEST (1975), die nach seiner Emigration (1968) in den USA entstanden sind. In seinem Film CERNY PETR (1963) schildert Forman in sehr präzisen Beobachtungen den Generationenkonflikt. Petr, ein Lehrling, muss sich trotz grösstem Widerwillen als Ladendetektiv betätigen. Dauernd wird er im Geschäft vom Chef und zuhause von den Eltern kontrolliert. Für die ältere Generation gilt dabei der Satz: Vertrauen ist gut, aber Kontrolle ist besser. Im Vorwurf des Vaters "Du weisst zwar, was Du nicht willst, aber Du

weisst nicht, was Du willst", ist das Lebensgefühl auch vieler Jugendlicher von heute ausgedrückt. Nicht nur die sozialen Beziehungen zwischen der alten und der jungen Generation, sondern auch die geschäftlichen Interessen – möglichst viel zu profitieren – werden im Film einer deutlichen Kritik unterzogen.

28. September: Der Sozialpsychiatrische Dienst des Kantons Zürich feiert in diesen Tagen sein zehnjähriges Bestehen. Ein Psychiatrie-Filmzyklus im Studio 4 macht den Auftakt zu einer Öffentlichkeitsarbeit. DRINNEN, DAS IST WIE DRAUSSEN, NUR ANDERS von Michael Mrakitsch (1977) wurde als letzter von vier Filmen (EQUUS, NESSUNO O TUTTI, EINER FLOG UEBERS KUCKUCKSNEST) gezeigt. Er enthält Protokolle aus einer deutschen psychiatrischen Klinik, die mit einer schweizerischen Klinik vergleichbar ist: Aufnahmegespräche zwischen einer Sozialarbeiterin und Patienten, Interviews mit Chronischkranken und der nüchterne Alltag vermitteln einen guten Einblick in die Psychiatrie-Klinik. Der Film und die anschließende Diskussion wiesen deutlich darauf hin, dass einerseits jeder Einzelne an dem Schicksal anderer Menschen teilhaben muss und andererseits das Verantwortungsgefühl in der sozialen Umwelt zu stimulieren ist. Mit einem 13-Jährigen sah ich den neuesten Bud Spencer Streifen PLATTFUSS AM NIL. Im Film suggeriert Spencer dem vorwiegend jugendlichen Publikum, dass mit den Fäusten das Gute siegt.

29. September: Peter von Gunten hat mit TERRA ROUBADA – nach BANANERA LIBERTAD und EL GRITO DEL PUEBLO – seinen dritten entwicklungspolitischen Film gemacht. Im Filmtitel TERRA ROUBADA = "geraubte Erde" ist das Schicksal unzähliger nordostbrasilianischer Menschen bereits erfasst. Im Jahre 1973 hat der Staat tausenden alten Bauern, Viehzüchtern und Fischern ihr Land geraubt, um den 300 Kilometer langen und 30 Kilometer breiten Sobradinho-Stausee zu bauen. Die lächerlich geringe Entschädigung, die den Wegziehenden ausbezahlt wurde, reichte nicht mal für die Reise an ihren 700 km entfernten neuen Wohnort aus. "Was in Sobradinho vor sich geht, ist beispielhaft für die Problematik eines Entwicklungsmodells, das ausgeht vom Prinzip des Wachstums um jeden Preis und das eine krass ungleichgewichtige Entwicklung bewusst in Kauf nimmt mit dem Hinweis auf den Multiplikatoreffekt, den Wohlstandinseln angeblich auf ihre arme Umgebung ausüben sollen. Man weiss, wohin das bisher, und nicht nur in Brasilien, in vielen Fällen geführt hat: Den zusätzlichen Wohlstand haben wenige ohnehin schon Privilegierte unter sich aufgeteilt, und die Armen stellen sich womöglich noch schlechter als zuvor. Dafür registriert man allenthalben irreparable Schäden an der Umwelt, an der Selbstversorgungsfähigkeit, an den gewachsenen soziokulturellen Strukturen." (BK, Neue Zürcher Zeitung, 26. September 1980) Peter von Gunten macht sich in seinem neuen Dokumentarfilm – allein durch die Filmsprache – zum Sprecher und Verteidiger der Sprach- und Machtlosen, der Aermsten und Benachteiligten. Er zeigt die Ohnmacht und die Widerstandskraft der Verratenen und ein Beispiel vom völligen verfehlten Einsatz der Grosstechnologie in der Dritten Welt.

Alois Schmidlin

IN EIGENER SACHE

Was wir im Grunde genommen brauchen, sind weitere Abonnenten.

Ohne Neuabonnenten können wir das FILMBULLETIN in Art und Umfang der letzten paar Hefte nicht halten, geschweige denn weitere Verbesserungen – um die wir uns stetig bemühen – vornehmen.

Wir meinen eigentlich, dass es möglich sein müsste, weitere Abonnenten zu gewinnen – 12 Franken im Jahr (Ausland zuzüglich Porto und Versandkosten), das ist ja kein Riesen-Betrag.

Wir werden unsere Anstrengungen im Bereich der Werbung vergrößern, hoffen aber auch, dass Sie – lieber Abonnent, liebe Abonnentin, liebe Leserin, lieber Leser – uns dabei unterstützen, obwohl wir Ihnen keine verführerischen Werbegeschenke versprechen können. Wir machen mit unseren Heften ja keinen Gewinn, wollen auch keinen Gewinn machen und können Ihnen deshalb versichern, dass alle Einnahmen, die durch neue Abonnemente mehr hereinkommen, vollumfänglich in die Verbesserung von FILMBULLETIN investiert werden. Das könnte ja eigentlich auch ein "Werbegeschenk" werden.

Wir sind zuversichtlich, dass Sie uns mit FREUNDSCHAFTSWERBUNGEN, allen falls mit Geschenkabonnements, aber auch mit AKTIONEN und IDEEN helfen werden, unser Ziel zu erreichen. Denn: Die Zeichnung von Solidaritäts-Abonnements hat unsere Erwartungen bei weitem übertroffen. Das hat uns gezeigt, wie viele Leser – man darf wohl sagen – überdurchschnittlich grosses Interesse an FILMBULLETIN zeigen – und sich das auch etwas kosten lassen. Nochmals herzliches Dankeschön! Das macht uns Mut und lässt uns mit unseren Anstrengungen nicht allein.

Wir möchten diese Solidarität aber selbstverständlich nicht überstrapazieren. Wenn wir Sie heute um Mithilfe bei der Werbung von neuen Abonnenten bitten, so scheint uns dies immerhin ein Schritt in die richtige Richtung.

Mit bestem Dank und guten Grüßen

Walt R. Vian
für Redaktion und Herausgeber

Uebrigens:

Postkarte genügt, und wir senden Ihnen gerne Werbematerial – Probenummern, Handzettel, Bestellkarten – in dem von Ihnen gewünschten Umfang. Keine Anfrage ist zu klein, um nicht berücksichtigt zu werden.

Auf Wunsch besorgen wir gerne auch Geschenk-Abonnements, obwohl es dafür noch keine vorgedruckten Bestellkarte gibt.

SIE FINDEN IN DIESER NUMMER

Kurz belichtet	2
BILLY WILDER: INTERVIEW	
"ICH NEHM' DAS ALLES NICHT SO ERNST"	3
Hinweis auf ein BUCH ZUM THEMA	27
FILMOGRAPHIE	30
Kino der Zukunft?	
Antonionis IL MISTERO DIE OBERWALD	31
Neue Filme:	
ATLANTIC CITY von Louis Malle	35
THE SHINING von Stanley Kubrick	38
Im Streiflicht:	
VENEDIGS FILMFESTIVAL, Kurzbericht	41
Film-Tagebuch:	
JOURNAL "DER LAUFENDEN EREIGNISSE"	43

Beilage (Inland): Werbezettel FILMBULLETIN und Bestellkarte
Gestaltung Titelblatt: Paul Brühwiler

FILMBULLETIN, Postfach 2394, CH-8023 Zürich
Impressum: Redaktion: Walt R. Vian, Gestaltung: Leo Rinderer-Beeler, Satz: Ruth Hahn, Druck: Rotag AG, Langstrasse 94, 8026 Zürich, Endfertigung: Werkstatt für Behinderte, Bülach, Abonnemente und Vertrieb: Peter Müller, Herausgeber: Kath. Filmkreis Zürich, Postfach 2394, CH-8023 Zürich.

FILMBULLETIN erscheint ca. sechsmal jährlich, die Einzelnummer kostet in der Regel sFr. 2.50, das Abonnement im Jahr sFr. 12.-- (Ausland inklusive Versandkosten sFr. 18.--), Preis für Anzeigen auf Anfrage. Manuskripte sind erwünscht, es kann jedoch keine Verantwortung für sie übernommen werden.

Das wichtigste Problem im Feld des Kinos ist jenes der Farbe, dem stärksten Fundament kommender Aesthetik. Die Farbe ermöglicht die Transfiguration der Wirklichkeit in die reine Illusion der Kunst.

Antonioni, 1942

Die wichtigsten technischen Aspekte der Produktion von IL MISTERO DI OBERWALD waren: (laut RAI)

- der massive Gebrauch der Bildaufbereitung durch elektronische Mittel, während der Dreharbeiten wie bei der Montage.
- Erprobung neuester Systeme der Video-Aufzeichnung und -Montage.
- Die Herstellung einer 35-mm-Kinoverision, ausgehend vom Videoband, das auf Filmmaterial übertragen wurde.